Die christliche Welt

Evangelisch-Lutherisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Achter Jahrgang

Nr. 36 — Leipzig, den 6. September — 1894

Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Post-Zeitungs-Nr. 1394 — Haltegebühr: Vierteljährlich 2 Mark

Inhalt: Gustav-Adolf-Versammlung zu Darmstadt 1894: 1. Vor dem Feste — Darmstadt — Der Ruppsche Handel. Eine Darmstädter Gustav-Adolf-Erinnerung — Zu dankbar-frommem Andenken an D. Georg Daniel Teutsch: 6. Der Bischof seines Volkes; 7. Teutschs Heimgang und Gedächtnis — Ein evangelisches Hospiz für Rom — Lourdes von Emile Zola: 1. Lourdes — Verschiedenes: Zu unserm Bericht über die Generalversammlung des Evangelischen Bundes zu Bochum — Anzeigen

Der Siebenundvierzigsten Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins gewidmet

Die Gustav-Adolf-Versammlung zu Darmstadt 1894

1. Vor dem Feste

Die siebenundvierzigste Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins wird vom 11. bis 14. September zu Darmstadt abgehalten werden.

Die es gewohnt sind, an diesen Versammlungen teil zu nehmen, freuen sich schon im voraus auf die feinen Erinnerungen und geschichtlichen Beziehungen der Feststadt, die der Vorsitzende Geh. Kirchenrat D. Fricke aus vielleicht schwer zugänglichen Quellen ans Licht stellen wird. Wir müssen uns hier mit solchem begnügen, was mehr oben aufliegt. Aber auch da fehlt es nicht an Interessantem. Die Stadt, jetzt moderne Residenz inmitten ausgedehnten Verkehrs, sucht ihre Ursprünge in einem Dorfe, von dem bereits Urkunden des achten Jahrhunderts erzählen und das 1330 an die Grafen von Katzenellenbogen kam, die ihm Stadtrecht verschafften. Die Kriege und gerade auch die Religionskriege des sechzehnten und siebzehnten Jahrhunderts haben dem Orte mehrfach übel mitgespielt. Von Franz von Sickingen 1518 belagert, ist Darmstadt im Schmalkaldischen Kriege erobert und geplündert worden, dann 1622 abermals geplündert worden durch die Scharen Ernsts von Mansfeld. Landgraf Philipp dem Großmütigen, dem bekannten Reformationsfürsten, ist in der Nähe des Schlosses ein Denkmal errichtet. Der Stadt kostbarster Kunstschatz ist Holbeins Madonna. 1732 wurden die ausgewanderten Salzburger in Darmstadt herzlich empfangen und gastlich bewirtet. Aber 1816 starb hier ein „evangelischer“ Oberhofprediger (seit 1781!) Johann August von Stark, in dessen Hause man nach seinem Tode ein völlig zum Messelesen eingerichtetes Zimmer fand, und dessen letzter Wille für seine Leiche ein Begräbnis in geweihter Erde begehrte. Anonym hatte dieser Vorsichtige ein Buch ausgehen lassen: „Theoduls Gastmahl, oder über die Vereinigung der verschiednen christlichen Religionssozietäten,“ das die Vereinigung ganz so verstand, wie neuerdings das famose Eintrachtsblatt: Ut omnes unum, zu dem bekanntlich auch ein „evangelischer“ Geistlicher das Bezügliche liefert, nämlich daß aufs einfachste alle eins werden, wenn alle römisch-katholisch werden. Gleich in der Vorrede zur dritten Ausgabe (1813) heißt es, nicht einmal sehr zart, der hier behauptete alte und echte Katholizismus werde manchen nicht behagen, — wenn es Geistliche sind — „ihrer Weiberlust“ (S. VIII), und dies gesperrt! Ein Abt Odilo ist es, der durch das Buch hindurch die Protestanten jeder Art ad absurdum führt und das Römische mundgerecht macht. Wie auf Seite 2 von dem die Rede, was „Hermann von Lehnin von den Schicksalen des Brandenburgischen Hauses“*) „vorhergesagt,“ so legt gegen den Schluß Theodul

uns noch ein merkwürdiges Pergamentblatt vor, das, wie man aus der Seitenzahl sah, das Fragment von einer größern Schrift war, und das er in einem Buche gefunden hatte, das er aus einer Klosterbibliothek, die verkauft worden, an sich gebracht. Dieses Blatt hatte auf der einen Seite ein nach alter Art sehr schön gemaltes und in zwei Hälften geteiltes Bild. Auf der einen Hälfte war der Himmel voll schwarzer Wolken, aus welchen Blitze fuhren, und unten sah man einen schwarzen Abgrund, aus welchem ein feuriger Dampf emporstieg und woraus ein weiblicher Fuß und zwei Tierfüße hervorragten[!]. Auf der andern Seite war der Himmel heiter; an demselben stand das Zeichen des Kreuzes mit hellen Strahlen umgeben und unten stand ein alter Mann mit der päpstlichen Tiara und übrigem Schmucke, der der vor ihm knieenden Menge den Segen erteilte. Unter diesem Bilde standen folgende lateinische Verse:

> Tu vero gaudebis, post tenebras lucem videbis:
> Namque ante ortum duodecimi bestia est scortum
> Praecipites ruent in abyssum nec inde resurgent.
> Et signum crucis splendebit in gloria lucis,
> Cum fide et lege unus pastor cum uno grege.

Weiter konnte der Kryptokatholik die Dreistigkeit kaum treiben, ein Jesuit von der kurzen Robe, wie er im Buche steht, obendrein im Talar des hessischen Oberhofpredigers, noch vor der Erneuerung des Ordens.

Indessen Darmstadt hat die Scharte ausgewetzt. Ein andrer darmstädtischer Hofprediger war es, der, angeregt durch die Notiz eines französischen katholischen Blattes, was auf jener Seite für die Glaubensgenossen geschehe, seinen berühmten zündenden und erfolgreichen Aufruf vom 31. Oktober 1841 mittels der Darmstädter Kirchenzeitung in die protestantische Welt sandte, der, verbunden mit dem, was seit 1832 in Leipzig geschehen war, nun den Anlaß hergeben sollte für die Gründung des Gustav-Adolf-Vereins — der spätere Prälat D. Karl Zimmermann. Es bedarf dessen nicht, daß wir das wichtige Aktenstück hier abdrucken, da es erst neuerdings mehrfach wieder veröffentlicht worden ist.*)

Wenn selbst die preußischen Behörden der Angelegenheit zwar nicht unfreundlich, aber doch mit großer Reserve gegenüber gestanden hatten,**) so wurden dem Verein in Bayern sehr ernstlich die Thore verschlossen.

*) Aufschluß über das mit Unrecht berühmte Machwerk gewähren G. Sello, Lehnin (Berlin 1881), Ad. Hilgenfeld, Die Lehninsche Weissagung (Leipzig, 1870), E. W. Sabell (Litteratur der sogenannten Lehninschen Weissagung (Heilbronn, 1879), Joh. Schrammen, Des sel. Bruder Hermann aus Lehnin Prophezeiung (Köln, 1887); — am kürzesten, doch alles Wichtige zusammenfassend Nr. 70 „Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins“: Kloster Lehnin und seine Weissagung (Barmen, Hugo Klein).

*) Bei Zenker, Der Gustav-Adolf-Verein in Haupt und Gliedern (Leipzig, 1882), S. 20ff., auch in Nr. 33 der Hugo Kleinschen Sammlung: Struck, Prälat D. K. Zimmermann, S. 14 ff.

**) In einer Antwort an den Verein für die Gustav-Adolf-Stiftung zu Händen des Konsistorialrats und evangelischen Hofpredigers Herrn Dr. Käuffer zu Dresden sagt der Minister Eichhorn unterm 14. Dezember 1842, der Verein werde, wie er nicht zweifle, gern anerkennen, wie zur Zeit die preußischen Regierungen noch Anstand nehmen müssen,

Am 10. Februar 1844 bewirkte der Minister Abel einen Kabinettsbefehl, in dem der Verein als für die katholische Kirche Gefahr bringend bezeichnet wird. Der Schluß lautete:

Euch aber tragen wir nunmehr auf, allen unsern Unterthanen und namentlich den protestantischen Kirchengemeinden des Regierungsbezirks jeden Verkehr mit dem besagten Vereine und jede Annahme einer Gabe von seiten desselben, unter was immer für einer Form sie auch geschehen möge, unter Hinweisung auf die gegen jede Teilnahme an allen von uns nicht gebilligten Vereinen bestehenden Verordnungen bei namhafter Strafe allen Ernstes zu untersagen. Sollte wider Erwarten diesem Verbote entgegengehandelt werden, so habt ihr gegen die Uebertreter wegen verschuldeter Teilnahme an einem unerlaubten Vereine mit aller Kraft der euch anvertrauten gesetzlichen Amts- und Strafbefugnisse einzuschreiten, die allenfalls in unser Königreich gelangenden Unterstützungsbeiträge des Gustav-Adolf-Vereins aber sofort in amtliche Verwahrung zu nehmen und über deren anderweitige Verwendung gutachtliche Anträge zu stellen. Dabei behalten wir uns für den kaum zu erwartenden Fall, daß Beamte oder Geistliche solcher Uebertretung sich schuldig machen sollten, die bezüglich des Dienstverhältnisses nach Maßgabe der bestehenden Gesetze zu treffenden besonderen Einschreitungen und Verfügungen vor. Hiernach habt ihr das weiter Geeignete zu verfügen, in jedem einzelnen Uebertretungsfalle aber uns sofort Anzeige zu erstatten.

Wieder war es der Darmstädter Zimmermann, der unter dem 31. März desselben Jahres ein Promemoria an König Ludwig einzureichen den Mut hatte, um die falschen Ansichten von dem aggressiven Auftreten des Vereins zu berichtigen; doch sein offnes und wahrheitsgetreues Wort erreichte nicht seinen Zweck. Der bayrische Ultramontanismus ließ sich nicht eines Bessern belehren, bis mit dem Zusammenbruch des Lolamontanismus und der Abdankung König Ludwigs I. auch hier eine neue Zeit anbrach. Und doch hatte Ludwig noch 1832 nach dem Tode des mild gesinnten Bischofs Sailer zu Regensburg den Wunsch ausgesprochen, „es möchte in dessen Geiste die junge Geistlichkeit unterrichtet und die christliche Liebe nirgends und niemals beiseite gesetzt werden."

Viel verhängnisvoller mußten die Stürme erscheinen, die der Verein nur zu bald im eignen Schoße erfuhr. „Der unverantwortliche Versuch, ihn gegen die reaktionäre Kirchenpolitik des Ministeriums Eichhorn als Trumpf auszuspielen, indem man einen aus der Landeskirche Ausgeschiednen, den Stifter einer bekenntnislosen, freien Gemeinde, durch ihn als Glied der evangelischen Kirche legitimiren wollte, hat ihn in die tiefsten Wirren gestürzt und an den Rand des Untergangs gebracht."*) Aber gerade auf der Gustav-Adolf-Versammlung zu Darmstadt am 21. und 22. September 1847**) gelang es, eine Einigung zu finden. Zimmermann selbst predigte über Röm. 12, 13, ein andrer Darmstädter Geistlicher, Bender, erhob sein Wort für die Waldenser Italiens. Eine immer wieder und erst ganz neuerdings naturgemäß sich wieder regende Frage ward auch in jenen Tagen berührt: ob es besser sei, einzelne Gemeinden gründlich zu unterstützen, andre derweil (vorläufig) zurückstehen zu lassen, oder „zur Aufmunterung" allen Bittenden wenigstens etwas zu geben. Was aber jene Darmstädter Versammlung noch in besondrer Weise ausgezeichnet hat, war, daß hier zum erstenmale eine „große Liebesgabe" zur Vergabung kam. Berichterstatter über diese, die 18000 Mark — damals 6000 Thaler — betrug, waren die Herren Stadtrat Becker aus Breslau, Dr. Howard aus Leipzig und Staatsfiskal Stäps aus Weimar. Zur Wahl standen Geisa im Weimarischen und Liebau in Schlesien; letzteres trug den Sieg davon.

auf die in der Immediatvorstellung vom 30. Mai cr. gemachten und durch den Herrn Dr. Zimmermann noch umfassender ausgesprochnen Anträge des Vereins für die Gustav-Adolf-Stiftung näher einzugehen. Als wesentlicher Gesichtspunkt zu dieser Zurückhaltung war neben einem Mangel an Ausreifung der Vorschläge ein allerdings nicht unerheblicher angegeben: „Es ist aber nicht zu übersehen, daß in keinem einzigen deutschen Lande die Zahl der Kirchen und Pfarreien, sowie das Maß ihrer Ausstattung mit dem kirchlichen Bedürfnis im richtigen Verhältnis stehe, und daß bei aller Geneigtheit, auch Kirchen andrer Länder Unterstützung zu gewähren, die Fürsorge der deutschen Regierungen wohl überall zunächst und vorzugsweise der Befriedigung der Bedürfnisse der eignen evangelischen Landeskirche sich zuwenden und die Bereitwilligkeit ihrer evangelischen Unterthanen zur Beisteuer für Hilfsbedürftige protestantischer Gemeinden zunächst zum Vorteil der Kirche des eignen Landes in Anspruch nehmen werden." Auch noch in einer weitern Ministerialverfügung vom 8. März 1843 an die Regierung zu Merseburg wird es als „wünschenswert" bezeichnet, „wenn das für die Zwecke der Gustav-Adolf-Stiftung mehr oder weniger angeregte Interesse für die Bildung kleiner oder größerer Vereine zunächst zur Unterstützung hilfsbedürftiger Gemeinden der eignen Gegend und Provinz selbst, resp. zur Vermehrung der kirchlichen Mittel und Anstalten in derselben, etwa nach der Idee des Pastoralhilfsvereins in Berlin, in Anspruch genommen würde."

*) Beyschlag, Deutsch-Evangelische Blätter, Julinummer S. 483. Vgl. den folgenden Artikel.

**) Es war dasselbe Jahr, in dem im benachbarten Affolderbach Leander von Eß starb, jener Gelehrte, der sich bemühte, seine katholische Bibel ins katholische Volk zu bringen, — der auch eine Weile in Darmstadt gelebt hat.

Erinnern wir schließlich noch daran, wie oft Zimmermann, der jene Versammlung fast um dreißig Jahre überlebt hat (er starb 12. Juni 1877), überhaupt in Wort und Schrift für den Gustav-Adolf-Verein aufgetreten ist, wie von Darmstadt ein trefflicher Gustav-Adolf-Kalender ausgeht (aus Winters Druckerei), erinnern wir an Friedrich Ritsert, den früh (1890) abgerufenen, der wie unzertrennlich von dem Badener Zäringer, auf den großen Gustav-Adolf-Versammlungen so oft den Darmstädtischen Verein vertreten hat, so erscheint die Feststadt dieses Jahres gleichzeitig als Quellort, als Friedensstätte, als Knotenpunkt für den Gustav-Adolf-Verein und seine Geschichte, und wenn er sich jetzt anschickt, wiederum dort seine Zentralzusammenkunft zu begehen, so ist es ein Besuch in seiner zweiten Heimat, ein Hinaufsteigen zu Quellkammern seines Ursprungs: ein solcher Besuch soll Selbstbesinnung, soll Stärkung, soll Kräftesammlung aus der Erinnerung, aber zu neuen Antrieben und umfassenderen Thaten mit sich führen. Bereichert durch die Erfahrungen von fast fünf Dezennien kehrt der Verein nach Darmstadt zurück.

* * *

Auf ein Zweifaches hat sich der Blick zu richten: Zuerst auf die Diaspora, auf die unterstützungsbedürftigen Gemeinden.

Das neueste (52.) Heft der Auszüge aus den eingegangnen Unterstützungsgesuchen umfaßt 1605 Nummern; außerdem wird am Schlusse der den einzelnen Ländern angehörigen Diasporagemeinden meist noch eine Anzahl von Ortschaften genannt, die wenigstens teilweise auch mehr oder minder bedürftig sind.*)

Ueberschaut man nun jenes ungeheure Gebiet, so begreift man nur zu gut, wie es in der Julinummer des „Monatsblattes des Gustav-Adolf-Vereins für die Provinz Sachsen" heißen kann:

Es gehört wirklich eine Kunst dazu, aus all den zahlreichen, mehr oder weniger dringlichen Bittgesuchen diejenigen herauszusuchen, welche die allerdringlichsten sind und es verdienen, der Hauptversammlung für das gemeinsame Unterstützungswerk empfohlen zu werden.

*) Es ist nur ein Teil dieses Gesamtgebiets, den das Werk: Die deutsch-evangelische Diaspora (Zimmers Handbibliothek der praktischen Theologie Bd. XI—XIV, Abt. 38 u. 39. Gotha, F. A. Perthes) behandelt. Denn, und man muß dies wissen, um vor Mißverständnis behütet zu sein, der Titel ist so zu fassen, daß darunter nur jene Diaspora verstanden ist, die dies sowohl nach seiten ihres evangelischen Bekenntnisses wie auch nach seiten ihrer nationalen Zugehörigkeit ist. Das heißt mit andern Worten, das Buch behandelt nicht die Diaspora in dem Umfange, wie einst Zimmermann sie in seinem Werke: „Die evangelische Diaspora und die Wirksamkeit der evangelischen Kirche für dieselbe. Ein Beitrag zur Geschichte der evangelischen Kirche" (Darmstadt, Selbstverlag, 1868—69) in drei Heften vorgeführt hat, wo das erste Heft die österreichischen, das zweite die preußischen, das dritte die übrigen deutschen Staaten und sonstigen Länder Europas, sowie die andern Weltteile in den Bereich seiner Darstellung zog. Vielmehr bleiben hier die preußischen sowohl als die deutsch-österreichischen Provinzen, abgesehen von Siebenbürgen, ganz außer Betracht. Das erste Heft des neuen Werkes stammte noch aus der Feder jenes eigenartigen und unermüdlichen Mannes, Dr. H. Borchard, und umfaßte (auf 106 Seiten) Australien, Südafrika, Südamerika; das zweite ist unter Benutzung des Gesamtmaterials der Diasporakonferenz und Mithilfe der Superintendenten Lüttke und Rönneke von Rudolf Kobbelt, Pastor an der evangelischen Gnadenkirche in Landeshut in Schlesien, bearbeitet und hat (auf 271 Seiten) die Diaspora Asiens, Nordafrikas, Europas (in der gezeigten Beschränkung) und Nordamerikas zum Gegenstande. Kobbelt hat gewiß fleißig gearbeitet; daß seine Arbeit vollständig wäre, wird man gleichwohl nicht behaupten können. So ist unter Belgien nur von Antwerpen die Rede; was von Gent dasteht, ist fast weniger wie nichts. Also gar nichts von Brüssel, nichts von der Thätigkeit unsers Freundes René Peterson in Seraing bei Lüttich. Das hätte Kobbelt schon bei seinem Vorgänger Zimmermann finden können. Ein Ortsregister wie bei Zimmermann gäbe übrigens einem solchen Buche erst den vollen Wert.

Nun, auch wo es sich nicht um diese größte Gabe handelt, liegt dieselbe Schwierigkeit schon vor. Allerdings ist unzweifelhaft, daß der Verein ein Organ haben muß, das gewissermaßen das Register sämtlicher Gemeinden ist, die überhaupt in Betracht kommen können. Daneben aber drängt sich doch immer wieder der Wunsch auf nach einer andern Hilfsübersicht, die auf die zur Zeit wichtigsten Punkte den Ton legt. Gelegentliche fliegende Blätter genügen diesem Bedürfnis noch nicht. Man hat das Verlangen nach etwas Planmäßigerm. Es ist entschieden ein wohlthuendes Gefühl, das sich neuerdings mit der Gustav-Adolf-Arbeit in der Diaspora Westpreußens verbindet, daß die leitende Kirchenbehörde im Zusammenhang mit dem Gustav-Adolf-Verein geordneten Gang geht, einen klaren Weg verfolgt, daß sie weiß, was sie will, und dabei sicher und zielbewußt fortschreitet. Ich sage nicht, daß dies nicht auch anderwärts geschehe, aber nicht immer tritt es so, ich muß sagen beruhigend hervor.

Was nun die Unterstützungsgesuche angeht, so enthält der einunddreißigste Jahresbericht des Siebenbürger Hauptvereins (über das Vereinsjahr 1892/93) ein sehr beachtenswertes Wort:

Der Hauptvorstand kann nicht umhin, auch diese Gelegenheit zu dem ernsten Hinweise zu benutzen, daß eine schwere Verantwortung auf sich ladet, wer sich noch anders helfen kann, wenn er trotzdem die Hilfe dieses Vereins in Anspruch nimmt und so fast unter Mißbrauch der evangelischen Bruderliebe und Barmherzigkeit den Aermern und Aermsten einen Teil der Unterstützung entzieht, die ohne solche durchaus nicht bestehen können. Der Hauptvorstand hat sich auch in diesem Jahr in die schmerzliche Notwendigkeit versetzt gesehen, Gesuchen an den Zentralvorstand und die gesamte Gustav-Adolf-Gemeinschaft aus unsrer Mitte sein Fürwort zu versagen, weil die Gesuchsteller nach seiner Meinung keineswegs in solchem Maße der Mittel des kirchlichen Lebens entbehren, daß sie „deshalb in Gefahr seien, der Kirche verloren zu gehen" (Vgl. Satzungen des evangelischen Gesamtvereins der Gustav-Adolf-Stiftung § 1.)

Ehre dem Hauptvereine Siebenbürgens, der den Mut hat, nicht nur dies auszusprechen, sondern auch darnach zu handeln. Wäre ein so ehrenhaftes Handhaben der Statuten allgemein, so würde doch vielleicht manches noch eine andre Gestalt gewinnen. Es werden Gemeinden als Diaspora unterstützt, die sich keineswegs in einer ungünstigern Lage befinden als andre Gemeinden, die nur eben niemand zur Diaspora rechnen mag. Und wiederum, es werden Gemeinden als Diasporagemeinden unterstützt, die dies in dem vorangeführten strengen Sinne keineswegs sind, ja vielleicht nie gewesen sind. Nicht als ob solchen Gemeinden nicht Hilfe not, noch weniger, als ob diese ihnen nicht willkommen wäre, aber dafür sind Provinzialnotstandskollekten, nicht aber Gustav-Adolfs-Gelder da. Man hat sich dabei doch immer gegenwärtig zu halten, mit welchem Herzandringen um letztere bei den Festen geworben wird. Wie darf man sie für halbe oder Viertelsnot hingeben? Und eben darum ist strenge Auswahl erforderlich, gewissenhafte Sichtung und sachverständige Anleitung, um die richtigen Punkte zu treffen. Wer die Gustav-Adolf-Gelder verwaltet, der ist doch verantwortlich dafür, daß, wenn der Spender sähe, wo seine Gabe hingelangt, er beistimmend sagen würde: ja, dafür habe ichs gegeben; das ist die Not, der zu steuern ich im Sinne gehabt habe.

Der Berichterstatter über das letzte Jahresfest des Magdeburgischen Hauptvereins — das N. bedeutet doch wohl den tapfern Veteranen aus Schleswig — meint,*) ihm wolle scheinen, daß die Gabe, die das hannoversche Nörten bisher erhalten, wegfallen und die Sorge für die dortigen Evangelischen auf Göttingen übertragen werden könne. Nur erweitert sehen möchte man diesen Satz. Warum nicht statt Nörten sagen die ganze hannöversche Diaspora, und statt Göttingen Land Hannover? Müßte nicht nach analogen Grundsätzen die Provinz Pommern erklären, daß ihre Diaspora einzig ihre Sorge sei; müßte es nicht ihr Ehrensache sein, in kürzester Frist dieser ganzen Diasporanot an ihrem Nordostende abzuhelfen? —

Als die dringendste Diasporanot bleibt für Preußen doch nach wie vor: Westpreußen, Posen und ein Teil von Schlesien; für das deutsche Reich: Lothringen; für Oesterreich: Galizien und Bukowina.

*) Monatsblatt des Gustav-Adolf-Vereins für die Provinz Sachsen, S. 100.

Unsre Diaspora, sagt der Berichterstatter Professor Dr. Georg Lösche auf der Wiener Versammlung im Juni 1893, bleibt vielfach ein armer Hiob und Lazarus (S. 44); unserm Schmerzenskinde Galizien wünschten wir einen solchen „Helfer und Organisator, wie den Gründer des Teschener Spitals," er müßte mit seiner Wünschelrute freilich eine halbe Million flüssig machen, um in Galizien gründlich zu helfen; entsetzliche Not grinst uns überall an (S. 43).

Ich gestehe aber, wir Preußen und Deutsche würden mit viel besserm Gewissen den österreichischen Brüdern beispringen, wenn erst einmal die dringendsten Nöte bei uns selbst abgestellt, die notwendigsten Ordnungen in der eignen Diaspora geschaffen wären.*) Schließlich ist es auch nicht einerlei, wann einer Diasporagemeinde geholfen wird; da kann viel verpaßt werden.

* * *

Für das diesjährige Liebeswerk sind Fulda, Sacken, Zwiesel vorgeschlagen. Wer kann wissen, wie eine solche Abstimmung ausfällt? Unbekannt ist dem Kenner der Diaspora keine der drei Gemeinden. Das jämmerliche Sacken hat letztlich mehrfach nicht ganz geringe Unterstützungen erhalten. Bereits 1889 gelegentlich der vierzigsten Hauptversammlung des Leipziger Hauptvereins zu Mittweida war es zum dortigen Liebeswerk vorgeschlagen, blieb aber gegen Pozdechow in Mähren (sieben- und fünfzig Stimmen) und Großsee in Posen (dreiundfünfzig Stimmen) mit siebzehn Stimmen in der Minorität. Kein Geringerer als der Schriftführer des Zentralvorstandes, Schulrat Dr. Hempel aus Leipzig, hatte das Referat. Von Sacken sagte er:

Sacken, Filial von Carlsruh, liegt im Regierungsbezirk Oppeln, nördlich von Oppeln, östlich von der Oder. In streng katholischer Umgebung wohnen hier 755**) Evangelische, zu denen noch 220 in den nahen Orten Poppelau, Klink und Schalkowitz kommen, Deutsche, Böhmen und Polen, die sich von Ackerbau und Weberei dürftig ernähren.

Friedrich der Große gründete hier 1777 eine Kolonie, indem er auf einem Gebiete von 200 Hektar vierzig böhmische evangelische Familien ansiedelte. Um sie auch kirchlich zu versorgen, ließ er in der Mitte des neuen Dorfes einen geräumigen Bauplatz für Kirche und Pfarrhaus liegen und bestimmte 5 Hektar Acker als Pfarrgut. Zum Kirchbau kam es aber nicht, teils weil das Geld nicht langte, teils weil mehr als die Hälfte der Kolonisten auf dem moorigen Boden ihre Rechnung nicht zu finden meinte und weiter zog, an ihre Stelle aber Deutsche und Polen traten, die sich kirchlich zu Carlsruh hielten. Den böhmischen Ansiedlern genügte das Schulzimmer zu ihren Gottesdiensten. Die Polen und Deutschen hielten sich als Filial zu Carlsruh. Aber das reichte bald nicht mehr zu, und deshalb wurde im Jahre 1877 das zu Schulzwecken nicht mehr geeignete alte Schulhaus gekauft und durch Herausnehmen der Wände notdürftig zu einem Bethaus hergerichtet, in dem allmonatlich einmal der Pfarrer von Carlsruh predigt, während den Böhmen der eine Lehrer Lesegottesdienst hält. Diese Andachtsstätte ist aber ganz ungenügend. Durch das Herausnehmen der Wände hat das alte Haus seine Festigkeit verloren, der Geistliche steht auf einem Tritt und stößt doch fast an die Decke an. In diesem Frühjahr mußte er den Schirm aufspannen, um sich vor dem Regen zu schützen, der durch das Dach sickert. Dazu entsteht eine dicke und dumpfige Luft, sodaß es fast ein Glück zu nennen ist, daß die Fenster nicht ordentlich schließen, und doch der Aufenthalt fast unerträglich ist. Pfarrer Suchner von Carlsruh schreibt noch im Mai d. J.: „Alle Schilderungen der dortigen Notlage bleiben hinter der Wahrheit noch zurück."

Was ist nun hier zu thun? Nach der Ansicht des Herrn Generalsuperintendenten von Breslau ist hier nur zu helfen durch den Bau einer Kirche und Anstellung eines Vikars oder Gründung eines selbständigen Pfarrsystems. Nur so ist es möglich, die Gemeinde geistlich hinreichend zu versorgen und der sehr eifrigen Propaganda einen festen Damm entgegenzusetzen. Zwar haben unter acht gemischten Ehen vier evangelische Kindererziehung, aber in dieser Beziehung haben die Evangelischen nicht immer fest genug ihren Standpunkt gewahrt. So wird Sacken auch der Sammelpunkt für die Evangelischen in den nahen großen ganz katholischen Dörfern werden, die zum Teil in entlegne Kirchen des Kreises Brieg bis zu 15 Kilometer Entfernung eingepfarrt sind, und in denen so manche der protestantischen Kirche verloren gehen.

*) Sicherlich würde man sich für Ungarn mehr erwärmen können, wenn man nicht wieder und wieder Dinge zu lesen bekäme, wie z. B. in der Allgemeinen Evangelisch-Lutherischen Kirchenzeitung vom 14. Juli 1893 Spalte 702: „Und dabei müssen wir noch immer von jenem fanatischen Chauvinismus hören, der die Gemeinde in Preßburg und die deutsch-reformirte Gemeinde in Pest aufs heftigste angreift, weil sie in Schule und Kirche an ihrer deutschen Muttersprache festhalten, der sogar deutsche Grabschriften auf den Denkmälern verfolgt."

**) Die neuesten Auszüge des Zentralvorstandes geben nur unbedeutende Abweichungen bei den Zahlen — 220 schulpflichtige Kinder.

Das muß geschehen. Aber kann es die Gemeinde Sacken leisten? Darauf ist ganz einfach mit Nein zu antworten. Die Bewohner sind durchweg arm, die 800 Morgen Feldmark haben sich im Laufe der Jahre in kleinere Besitztümer zersplittert, das Getreide, das sie erbauen, reicht zum täglichen Brote nicht aus, Kartoffeln sind die Hauptnahrung, und wenn sie mißraten, so ist die Hungersnot da. Der Kirchenälteste hat versichert, daß man zu Zeiten eine ganze Reihe von Familien finden könne, die auch nicht ein Zehnpfennigstück besitzen. Der Grundbesitz ist stark verschuldet, und für kommunale Zwecke müssen sie 100 Prozent der Klassensteuer, 50 Prozent der Gewerbesteuer und 500 Prozent der Grund- und Gebäudesteuer aufbringen. Dazu lasten auf der Gemeinde noch 4000 Mk. Schulden vom Schulbau, die mit jährlich 288 Mk. zu verzinsen sind. An Vermögen besitzen sie allerdings einen Pfarrdotationsfonds von 20000 Mk., der aus den Pachtgeldern von den 5 Hektar Pfarrgut aufgesammelt worden ist und von der Königlichen Regierung zu Oppeln verwaltet wird, aber es ist sehr fraglich, ob er zum Kirchbau verwendet werden darf. Der Fonds zu diesem beträgt erst 3825 Mk., während der Bau auf 45 bis 50000 Mk. veranschlagt ist. Nach allem ist reichliche Hilfe auch hier recht nötig, und um so mehr, als der Gemeinde von ihrem Pfarrer das Zeugnis der Würdigkeit ausgestellt wird. In einem Briefe vom vorigen Jahre heißt es: „Die Gemeinde hält in ihrer Armut treu zum Herrn und zu Gottes Wort. Trotz Wind und Wetter kommen die jüngern Leute allsonntäglich elf Kilometer weit nach Carlsruh zur Kirche. Die Polen müssen zwischen fünf und sechs aufbrechen, um zu dem um acht Uhr beginnenden Gottesdienste hier zu sein. Im Winter wandern immer eine ganze Anzahl, um den Weg nicht zu verfehlen, an deren Spitze einer mit der Kienfackel den andern durch den finstern Wald leuchtet."

Neuestens werden die Verhältnisse folgendermaßen angegeben: Der Kirchbau dringend, ebenso der Pfarrhausbau. Anschlagssumme 66500 Mk. Vorhanden erst 21900 Mk. Im letzten Jahre hat die Gemeinde vom Gustav-Adolf-Verein 3381,82 Mk., bisher überhaupt 7656,41 Mk. empfangen.

Der „Hofprediger" Suchner aus Carlsruh (in Schlesien) hat seine Filiale sowohl 1891 auf der Schlesischen Hauptversammlung als auch bei den großen Zentralversammlungen in Danzig 1889 und in Görlitz 1891 befürwortet, Pfarrer Scheuffler in seiner „Gustav-Adolf-Reise" durch Schlesien und Posen (Sacken und Heinrichswalde) — Nr. 161 der Sammlung: „Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins" — manches zusammengestellt und das Elend bestätigt. Dabei behauptet letzterer, Schlesien sei bisher bei dem Werben um die große Liebesgabe zu kurz gekommen; abgesehen von jener ersten für Liebau auf der Darmstädter Versammlung ist ihm nur noch in Düsseldorf 1886 für Branitz das Liebeswerk mit 17000 Mk. zugefallen. Im allgemeinen nehmen die Bedürfnisse der evangelischen Diaspora in Schlesien immer mehr zu; die katholische Propaganda in Niederschlesien nimmt auch zu, Gründe genug, daß der Zentralvorstand Schlesien der Hilfe der Gustav-Adolf-Vereine dringend empfiehlt.

Was Zwiesel betrifft, so hat Pfarrer Heinrich Schoener (ebenfalls 1889) in seinem „Führer durch die evangelische Diaspora Bayerns diesseits des Rheins" (Verlag des evangelischen Vereins Zwiesel; „der Reinertrag für den Fonds zum Bau eines Bethauses in Zwiesel [bayrischer Wald] bestimmt," ein brauchbares Heftchen) sich darüber also ausgelassen:

Die Reisepredigerstelle in Zwiesel wurde auf vielfaches inständiges Bitten der betreffenden Glaubensgenossen am 1. Januar 1889 errichtet. Dieselbe umfaßt die Bezirksämter Grafenau, Regen, Viechtach und das Amtsgericht Kötzting. Die Seelenzahl der darin lebenden Protestanten beträgt etwa 300 unter ungefähr 8—10000 Katholiken. Bis zur Errichtung der Reisepredigerstelle wurde nur zweimal in Zwiesel, einmal in Viechtach jährlich durch den Pfarrvikar von Straubing Gottesdienst gehalten, jedesmal mit der Feier des heiligen Abendmahls verbunden. Die Kasualien wurden von Straubing und Passau aus verrichtet, was bei den weiten Entfernungen viel Mühe, Zeitaufwand und Kosten bewirkte und der evangelischen Kirche bei Taufen und Eheschließungen viel Eintrag that. Es kam sogar vor, daß protestantische Kinder — bei dem Mangel des Religionsunterrichts — katholisch erzogen wurden. Eine Abhilfe war dringend geboten, und nachdem das Oberkonsistorium schon lange darum sich bemüht hatte, stimmte endlich auch das Staatsministerium zu. Es werden jetzt Gottesdienste gehalten jährlich dreimal in Zwiesel, elf in Eisenstein, zwölf in Viechtach, sechs in Grafenau, sechs in Kötzting. Als Lokal wird benutzt in Zwiesel, Viechtach, Grafenau das magistratische Sitzungszimmer, in Kötzting, nachdem das Gemeindekollegium die fernere Benutzung des Rathaussaales verweigert hatte, das Wohnzimmer eines Altkatholiken. In Eisenstein ist kein bestimmtes Lokal. Die Einrichtungsgegenstände sind die denkbar primitivsten: Tisch oder Kommode als Altar; Teppiche (Fuß- und Klavierteppiche) als Altarbekleidung, einfache Zimmerleuchter, Kruzifixe, wie sie eben zu borgen sind, in katholischer Form, geschmacklos glänzende. Stühle müssen zum größten Teile von katholischen Wirtshäusern geborgt werden.

Ueberall ist das Leihen sehr unsicher, in manchen Orten wird jetzt verweigert, was anfangs gerne gegeben wurde, so z. B. in Viechtach das Harmonium; auch der Rathaussaal als Lokal ist überall ungewiß; es sollen auch stets schon Andeutungen und Worte der Mißbilligung von seiten der Katholiken gefallen sein, daß die Protestanten bald ohne Lokal dastehen werden. Am ärgsten ist die Not in Eisenstein, so zwar, daß am Pfingstmontag 1889 im letzten Augenblick noch ein Wirtszimmer, in dem drei Fremde übernachtet haben, nachdem zuvor die Betten u. s. w. hinausgeräumt worden, unter Mithilfe des Reisepredigers zum Gottesdienste eingerichtet werden mußte. Dieser mußte vor den Augen seiner Zuhörer sich zum Gottesdienste ankleiden. So groß ist dort die Ratlosigkeit, daß trotz der großen Zahl der Protestanten die Möglichkeit der fernern Abhaltung von Gottesdiensten in Frage steht, wenn man nicht etwa in dem benachbarten, auf böhmischem Grunde gelegnen Hohenzollernschen Schlosse sie abhalten will. Hier nun in Zwiesel muß ein Bethaus erbaut werden, zugleich mit der Wohnung des Reisepredigers. Die Gottesdienste sind sehr stark besucht, die Zahl der Kommunikanten sehr hoch (von 300 Seelen etwa 180 im ersten Halbjahr). An Feiertagen faßt der Raum die Anwesenden nicht und scheuen auch die ferne Wohnenden die sehr bedeutenden Ausgaben nicht, um teilnehmen zu können. Die Einlagen reichen nicht zur Bestreitung der Ausgaben für Instandsetzung der gottesdienstlichen Räume aus. Für Benutzung des Rathaussaales in Zwiesel müssen 25 Mk. bezahlt werden. Es hat sich dort ein Evangelischer Verein gebildet. Fast alle Glaubensgenossen sind Mitglieder desselben und zahlen Vereinsbeiträge. 150 Mk. beträgt der jährliche Zuschuß der Gemeinde. Ein kleines Kapitälchen (etwas über 1000 Mk.) ist schon erspart worden als erster Kern eines Kirchenbaufonds. Ganz besonders wohlthätig erscheint der Religionsunterricht, zu dem auch die Eltern die Kinder sehr gern schicken. Das Verhältnis zu den Katholiken ist ein ziemlich unerquickliches, was besonders bei Leichen und sonstigen öffentlichen Handlungen sich zeigt. So fehlt es in diesen neuesten Diasporabezirk Bayerns thatsächlich noch an allem, und es ist ein großes Wagnis gewesen, auf Geratewohl einen Reiseprediger anzustellen und ihm die denkbar schwerste Aufgabe zu überlassen, alles erst zu ordnen und zu organisiren. Möge ihm der Beistand von oben und die Unterstützung der Glaubensgenossen hierzu nicht fehlen.

Nach den Auszügen des Zentralvorstandes sind für den Kirchbau 30000, für den Pfarrhausbau 10000 und für eine Notkirche in Eisenstein 5000 Mk. erforderlich. Vorhanden sind zur Zeit 20700 Mk., Fehlbetrag also 14300 Mk. Im letzten Jahre hat Zwiesel 2322 Mk., überhaupt vom Gustav-Adolf-Verein bisher 16022 Mk. erhalten.

Weitres über jene Diaspora des bayrischen Waldes findet man von dem Archidiakonus Hans Jacobi zu Weimar erzählt in dessen „Evangelischen Reisebildern aus Bayern" II („Für die Feste und Freunde des Gustav-Adolf-Vereins, Nr. 141; Hugo Klein, Barmen).

Endlich Fulda. Einst, in der zweiten Hälfte des Reformationsjahrhunderts, waren alle Kirchen der Stadt evangelischem Gottesdienste erschlossen. Aber der Fürstabt Balthasar von Dornbach hat mit Hilfe der Jesuiten es verstanden, sie alle für Rom zurückzugewinnen. Der Marburger Kirchenhistoriker Heppe hat über dies Stück Kirchengeschichte ein Buch geschrieben.

Eine evangelische Gemeinde von 3500 Seelen in der Stadt mit dem Grabe, an dem die römischen Bischöfe zusammenkommen, wenn sie in Verlegenheit sind oder etwas Neues planen, und dem Denkmal des Bonifatius, das ihn doch nicht als den Prälaten von Mainz, sondern mit der Schrift in der Hand darstellt: ja, ich kann an Fulda nicht denken, ohne daß mir Bunsens „Zeichen der Zeit" von 1855 (Zehn Briefe an Ernst Moritz Arndt) einfallen. Hier ist ein Bauplatz für 10500 Mk. angekauft, der Baufonds für die auf 200000 Mk. veranschlagte, seit elf Jahren angestrebte Kirche, deren Grundstein am 24. Juli gelegt worden ist, beträgt erst 75000 Mk. 50000 Mk. hat man angeliehen. Im letzten Jahre hat Fulda vom Gustav-Adolf-Verein 1089 Mk., überhaupt aber von dieser Seite 6021 Mk. erhalten. Nach Zeitungsnachrichten hat Seine Majestät der Kaiser 52000 Mk. dazu geschenkt. Sollen wir nun dazu die große Liebesgabe geben? Oder sollen wirs nicht, weil ja der Kaiser schon so viel geschenkt hat? Aber wenn wir das nicht sollen, dann hätte man unter solchen Umständen Fulda wohl nicht in die Dreizahl gebracht. Hat man es aber mit vorgeschlagen, dann weiß ich angesichts des evangelischen und des katholischen Deutschlands nicht, wie man auf der großen Gustav-Adolf-Versammlung eigentlich anders stimmen kann als für Fulda. Indessen kann man natürlich nicht wissen, was der Berichterstatter aus dem Zentralvorstande Herr Geh. Hofrat Professor Dr. Wach aus Leipzig Neues und Ausschlaggebendes über die

drei Gemeinden wird zu sagen haben; um so weniger, als vorläufige Erkundigungen bei den Gemeinden in der Hauptversammlung zu Mannheim verbeten wurden. Es wird also zunächst Herr Dr. Wach aufmerksam zu hören sein, und wie dann schließlich die Abstimmung ausfällt, das kann man noch viel weniger wissen.

Aber blicken wir noch auf die hinter der Diaspora stehende kompakte Kirche. Es fehlt nicht an erfreulichem Eifer, der Diaspora zu Hilfe zu kommen. Aber doch, wie ungleich! Ist der Pfarrer dem Gustav-Adolf-Vereine freundlich gesinnt, dann wird dieser auch ein beliebter Gast und volkstümlich; verhält der Pfarrer sich ablehnend, gar abgeneigt, dann liegt das Feld brach. Man braucht nur die Reihe der größern Orte einer Provinz und die Namen ihrer Zweigvereine zu vergleichen, dann kann man mit ziemlicher Sicherheit feststellen, wo ein der Gustav-Adolf-Sache günstiger Geistlicher steht, und wo nicht. Alles in allem genommen erscheint Württemberg des höchsten Lobes wert. Am meisten Beachtung verdienen naturgemäß die großen Städte. Wie vorbildlich ist hier Leipzig; wie viel muß Berlin noch lernen! Sehr erfreulich lautet der uns eben zugehende Bericht aus Bremen. Da sind die Einnahmen 1893 bis 1894 14 762 Mk., daneben steht der Frauenverein mit 16 685 Mk., zusammen also 31 446 Mk. (dabei sind freilich die Festgaben der Septemberversammlung, und die Ueberschüsse des Festes selbst haben 335 Mk. 70 Pfge. betragen). — Mit Recht sagt der Bericht aus Frankfurt am Main für 1893, und es wird dies auch anderwärts und allerwärts zu beachten sein:

Ein Zeichen gesunder Entwicklung ist es nicht, wenn diese Sache auf den Schultern weniger Wohlhabenden liegt, anstatt daß sie von der Gesamtgemeinde getragen würde. So wirksam die großen Gaben der Reichen sind, ein größerer geistlicher Segen liegt auf dem Scherflein der Witwe, auf der gern dargebrachten Steuer der Gesamtgemeinde.

Damit verträgt es sich doch vollständig, wenn zu Görlitz an die größte der freien Hansestädte seitens des Schriftführers des Zentralvorstandes der noch immer giltige und einzulösende Segenswunsch erging: „Das mit Reichtum vom Herrn gesegnete Hamburg wird, so hoffen wir gern, sicher mehr und mehr kräftig in unsre evangelische Arbeit mit eintreten wollen." Barmen hat im letzten Jahre (gegen 8804 Mk. im Vorjahre) 9681 Mk. Einnahme.

Besonders hervorzuheben ist es, wie in Oesterreich der letzte Bericht eine ganze Reihe von Geschenken und Legaten aus adlichen, bürgerlichen und bäuerlichen Kreisen verzeichnen kann, größere und kleinere, von Reich und Arm, Alt und Jung, auch von katholischen Gebern, ein entschiedenes Zeichen der Lebensfähigkeit und des Erstarkens der evangelischen Kirche Oesterreichs. Dagegen mußte zu Magdeburg Professor Beyschlag leider bekennen:

Besonders auffallend ist in unsrer reichen Provinz [Sachsen] die Dürftigkeit der dem Gustav-Adolf-Verein zugewendeten größern Gaben und Vermächtnisse . . . nach der letztjährigen Uebersicht des Zentralvorstands beträgt das ganze Vereinsvermögen unsrer Provinz nicht mehr als 6625 Mk. — Ja, warum gedenken denn die reichen Leute unsrer Provinz bei ihren Jahresabschlüssen, ihren Familienfesten, ihren letztwilligen Verfügungen so gar nicht des Gustav-Adolf-Vereins?

Und das ist die Provinz der Lutherstätte, der Wiege der Reformation! — Die rheinische Stadt Barmen hat allein im letzten Jahre 3000 Mk., überhaupt aber 29 200 Mk. an Schenkungen und Vermächtnissen für den Gustav-Adolf-Verein erhalten. Schließlich ist im Laufe der Jahre selbst das nicht übermäßig viel. Uebrigens hat das rheinische Gustav-Adolf-Blatt auf eine bequeme und sichere Gelegenheit für ältere Leute, einen Teil ihres Geldes anzulegen, hingewiesen, nämlich so, daß sie ihn dem Gustav-Adolf-Verein als Geschenk überweisen unter der Bedingung der Verzinsung an die Geschenkgeber bis zu deren Ableben. Auf diese Weise kämen die lästigen, zeitraubenden und kostspieligen Erbschaftsformalitäten in Wegfall.

Wollen wir, daß unser gesamtes evangelisches Volk dem Gustav-Adolf-Verein zugethan sei und bleibe, so werden wir namentlich auch der Mitteilungen über ihn durch Schrift nicht entraten können und dabei nicht ermüden dürfen. Es gilt Monatsblätter, „Boten," Flugblätter bei Festen, besonders auch die Heftchen des Kleinschen Verlags, immer wieder zu verbreiten. Die Art, wie bei der Magdeburger Feier sich der Verkauf der Schriftchen gestaltete, war mustergiltig: knappe, aber warme Empfehlung, sofortiges Eintreten junger Damen (unbestellt!) zum Verkauf, in kurzem war der nicht unansehnliche Vorrat erschöpft und der Kasse des Vereins ein Ueberschuß zugeführt, größer als das Anlagekapital für die Hefte, und zum Schluß die Klage: wir hätten noch gern mehr Hefte gehabt! haben Sie denn gar keine mehr? — Wie sehr wichtig und nötig ist es, besonders die Jugend aller Grade und Stände über den Gustav-Adolf-Verein zu unterrichten, hat der hannoversche Generalsuperintendent Schuster in Görlitz mit Recht ausgeführt.

Und nun zum Schluß den Schluß des Jahresberichts von Dr. Hempel auf der Bremer Hauptversammlung vorigen Jahres:

Mehr Zweig- und Ortsvereine, mehr Mitglieder, mehr Geber und Gaben, mehr Leser unsers Gustav-Adolfs-Boten, mehr Freunde, Gönner und Beter! [Der Straßburger Berichterstatter Küß, der sich diese Worte ebenfalls angeeignet, fügt hinzu: Macht die Gemeinden bekannt mit dem Werke, das wir treiben. Haltet Gustav-Adolfs-Stunden; an Stoff und Material zu Vorträgen fehlt es nicht. Bildet Ortsvereine und feiert Jahresfeste.] Das muß eben unsre Losung sein. Alle Mann auf Deck. Es gilt das Evangelium. Es gilt unsre Kirche. Sie war nie bedrohter! Vorwärts im Namen des Herrn! Er wird unserm Friedenswerke weiter seinen Segen geben!

Das wolle auch an der Darmstädter Versammlung wahr werden! Hermens

---

Darmstadt

Darmstadt hat als Feststadt in diesem Jahre ganz ungewöhnlich viel zu leisten. Der Anfang des Jahres 1894 stand für die ganze Stadt unter dem Zeichen der Vorbereitungen für die Hochzeit des Großherzogs. Der Einzug des jungen Paares ist denn auch durchaus programmmäßig und würdig verlaufen. Die junge Fürstin hat gewiß von ihrer neuen Heimat sehr bald die Ueberzeugung gewonnen, daß ihr die Herzen der Bevölkerung warm entgegenschlagen in der Freude darüber, daß dem Lande nach langer Entbehrung wieder eine Fürstin geschenkt ist.

Die festlichen Tage, die den Einzug des Großherzoglichen Paares begleiteten, waren kaum vergangen, als das Mittelrheinische Musikfest anfing, das öffentliche Interesse zu beschäftigen. Auch auf dies Fest darf die Stadt mit Befriedigung zurücksehen.

Nun stehen für dieses Jahr, abgesehen von Stiftungsfesten von Vereinen, noch zwei größere Feiern aus: die Einweihung der neuerbauten Johanniskirche und das Gustav-Adolf-Fest.

Die Einweihung der Johanniskirche war ursprünglich noch vor dem Gustav-Adolf-Fest geplant. Es ist deshalb schon ein Festgottesdienst in dieser Kirche im Programm vorgesehen. Leider mußte infolge verschiedner Hemmnisse davon abgesehen werden. Der Festgottesdienst ist in die Martinskirche verlegt.

Trotz all diesen sonstigen Festlichkeiten darf der Gustav-Adolf-Verein auf eine herzliche Aufnahme rechnen. Der Großherzog an der Spitze seiner getreuen Residenzstadt bringt dem Verein das wärmste Interesse entgegen, wie er das nicht bloß bei Uebernahme des Protektorats über den Hessischen Hauptverein vor zwei Jahren ausdrücklich bezeugt, sondern auch in der Fürsorge für einzelne hessische Gustav-Adolf-Gemeinden, wie z. B. Hirschhorn und Lorsch, wiederholt bethätigt hat.

Aber auch in der evangelischen Bevölkerung der Stadt hat von den Zeiten des seligen Prälaten Zimmermann her sich eine warme Liebe zum Gustav-Adolf-Verein erhalten, die gerade in den letzten Jahren in Zusammenhang mit dem kirchlichen Leben der Stadt neue Impulse empfangen hat.

In dem kirchlichen Leben der evangelischen Stadtgemeinde Darmstadt haben sich in den letzten Jahren bedeutsame Veränderungen vollzogen. Zunächst ist die Thatsache zu verzeichnen, daß von den gegenwärtig im Pfarramt thätigen Geistlichen nur einer über vier Jahre im Dienst dieser Gemeinde ist. Es bedarf keiner langen Erörterung darüber, daß dieser Umstand von mancherlei Folgen für das kirchliche Leben der Stadt begleitet gewesen ist. In einer Hinsicht hat der fast völlige Wechsel in den Persönlichkeiten der Geistlichen unbestritten günstige Folgen gehabt, nämlich in der Durchführung der Parochialeinteilung.

Mit Wirkung vom 1. April 1892 ist nämlich die Stadtgemeinde Darmstadt in fünf Pfarrbezirke zerlegt worden. Schon früher wurde die Martinsgemeinde abgezweigt, die durch die hochherzige Stiftung eines Ungenannten eigne Kirche und eignes Pfarrhaus erhalten hatte. Immerhin hatte die Stadtgemeinde noch einen Umfang von etwa 30000 Seelen, die von fünf Pfarrern pastorirt wurden. Die neue Ordnung, wonach jeder dieser fünf Pfarrer seinen räumlich abgegrenzten Sprengel hat, in dem er alle vorkommenden Pfarrgeschäfte ausschließlich vollzieht, hat sich außerordentlich rasch eingelebt, so daß Fälle, in denen man von dem zuständigen Pfarrer abgeht, zu den verschwindenden Ausnahmen gehören. Dabei haben sich keine Unzuträglichkeiten aus dem Umstand ergeben, daß die Gottesdienste in dem frühern Turnus von den Geistlichen weiter gehalten werden.

Für den Pfarrbezirk, der von den seitherigen Kirchen am weitesten entfernt ist, ist eine eigne Kirche, die Johanniskirche, nahezu vollendet. Wenn sie auch nicht mehr bis zur Einweihung gebracht werden konnte, so wird es sich doch für die Festteilnehmer verlohnen, sie zu besichtigen. Sie ist von dem hessischen Kirchenbaumeister Schwartze nach frühern Plänen des Freiherrn von Schmidt (München) im frühgotischen Stil erbaut. Von besonderm Interesse dürfte die Monumentalverglasung der Fenster sein, die zugleich den Hauptschmuck der im übrigen einfach gehaltenen Kirche bietet. Sie ist hervorgegangen aus der Glasmalerei von Beiler in Heidelberg. Auch ist die Anlage der Emporen durchaus eigenartig. Die Kirche ist, obgleich gotisch, doch eine reine Saalkirche, die sich vortrefflich zur Predigtkirche eignet, ohne in die Nüchternheit eines Betsaals auszuarten. Die Architektur ist schlicht, aber markig.

Unfern der neuen Kirche steht das für die Gemeinde bestimmte Gemeindehaus. Auch dieses dürfte für viele Festbesucher von großem Interesse sein. Die Martinsgemeinde war auch in dieser Beziehung der kirchlichen Entwicklung vorangegangen, indem der vorhin erwähnte Ungenannte, der der Gemeinde Kirche, Pfarrhaus und Pfarrdotation gab, ihr auch zur Erbauung eines „Martinsstifts“ ein Kapital schenkte. Es ist im gleichen Stil wie die Martinskirche erbaut, enthält neben zwei Versammlungsräumen Wohnung für den Kirchendiener und die Gemeindeschwester. Das Gemeindehaus der Johannisgemeinde ist rein aus Gemeindemitteln erbaut. Es ist wesentlich geräumiger, wenn auch weniger „stilvoll“ als das Martinsstift und enthält ebenfalls Wohnung für Kirchendiener und Gemeindeschwester, aber außerdem noch einen Vortragssaal, Konfirmandensaal und zwei Sitzungszimmer. Es ist bereits bezogen und erweist sich in seiner ganzen Anlage als überaus praktisch.

Schon die angeführten Neubauten zeigen, daß man in Darmstadt gegenwärtig in erster Linie dem kirchlichen Gemeindeleben seine Aufmerksamkeit widmet und bestrebt ist, auf dem Boden der Gemeinde zu sammeln, was an kirchlichem Interesse vorhanden ist. Aber auch an Vereinen ist wie überall kein Mangel. Sie arbeiten in mehr oder weniger losem Zusammenhang mit der organisirten Gemeinde und dem Pfarramt.

Das Diakonissenhaus „Elisabethenstift“ hat im vorigen Jahr seine neue Kirche eingeweiht. Sie ist ebenfalls gotisch, im Innern sehr reich und nach allen Regeln des lutherischen Ritus ausgestattet. Die Stadtmission hat für ihre Arbeiten ein eignes Haus erworben, hat sich aber seit einiger Zeit bewußt von dem Zusammenhang mit dem Pfarramt losgelöst.

Für die Tage der Versammlung ist auch eine Aufführung des Devrientschen Gustav-Adolf-Festspiels geplant, was manchem Teilnehmer eine willkommne Gelegenheit sein dürfte, dies vielbesprochne Werk kennen zu lernen.

So können wir denn den auswärtigen Festgästen mancherlei kirchlich Interessantes in unsrer Stadt bieten.

Für den letzten Tag ist eine gemeinsame Rheinfahrt vorgesehen. Der Gustav-Adolf-Verein wird sich dabei auf seinem eigensten Gebiet bewegen. Der Rheindampfer wird die Festbesucher an nicht weniger als **drei** Gemeinden vorbeiführen, die schon einmal mit der großen Liebesgabe bedacht wurden, oder doch in der engern Wahl dazu standen. Von der Gustavsburg bei Mainz, die nach dem großen Schwedenkönig

ihren Namen hat, wird die Fahrt vorüberführen an Weisenau, Kastel und Bingen.

Außer diesen dreien aber werden den Gustav-Adolf-Leuten noch folgende bekannte Namen erscheinen: Kostheim bei Kastel, Amöneburg, Nieder-Walluf, Erbach, Oestrich, Rüdesheim auf der rechten, Mombach, Budenheim, Bingerbrück auf der linken Rheinseite.

Der Besuch des Niederwalddenkmals fügt sich von selbst in den Rahmen dieser Rheinfahrt, die die erforderliche Erholung nach den immerhin anstrengenden Verhandlungen bringen soll.

Möge denn Gott der Herr freundlich walten über dem Darmstädter Fest und das Fest der Feststadt wie den Gästen reichen Segen bringen! Guyot

---

Der Ruppsche Handel

Eine Darmstädter Gustav-Adolf-Erinnerung

Das Jahr 1846 brachte dem Gustav-Adolf-Verein eine ungeahnte Krisis, die verhängnisvoll werden konnte. Als Abgeordneter für die im September in Berlin zusammentretende Generalversammlung wurde von dem Hauptverein Königsberg der seitherige dortige Garnisonprediger Dr. Rupp entsandt. Rupp war, weil er sich auf der Kanzel in ausgesprochenen Widerspruch mit den Sätzen des Athanasianischen Symbols gesetzt hatte, von seinem Konsistorium abgesetzt worden; er hatte darauf seinen Austritt aus der Landeskirche erklärt und in Gemeinschaft mit seinen Anhängern eine „freie Gemeinde“ gegründet. Es war jetzt die Frage, ob nach diesen Vorgängen Rupp als befähigt für ein Mandat in der Generalversammlung gelten konnte. Nach den Statuten ist der Verein (§ 1) „eine Vereinigung aller derjenigen Glieder der evangelisch-protestantischen Kirche, denen die Not der Brüder — zu Herzen geht.“ Die „Brüder,“ denen der Verein Hilfe bringen will, werden nach § 2 bezeichnet als die Glieder „lutherischer, reformirter, unirter, sowie solcher Gemeinden, die ihre Uebereinstimmung mit der evangelischen Kirche sonst glaubhaft nachweisen.“ Es kam darauf an, ob die neu aufkommenden „freien Gemeinden“ im Sinne der Statuten als der evangelisch-protestantischen Kirche zugehörig gelten konnten. Von der Beantwortung dieser Vorfrage hing Rupps Zulassung zu der Generalversammlung ab. Der Zentralvorstand war der Anerkennung Rupps nicht geneigt, im übrigen waren die Meinungen sehr geteilt. Man hatte gewünscht, die Entscheidung umgehen zu können, und deshalb an Rupp die Aufforderung gerichtet, sein Mandat freiwillig niederzulegen, was dieser jedoch mit Bestimmtheit zurückwies. Es war offenbar darauf angelegt, eine prinzipielle Entscheidung zu Gunsten der freigemeindlichen Bewegung herbeizuführen; ein Ausspruch des Gustav-Adolf-Vereins würde hier von großem Gewicht gewesen sein. Rupp hatte wohl nicht absichtslos seinen Austritt aus der Kirche erst erklärt, nachdem seine Wahl für den Gustav-Adolf-Verein bereits erfolgt war. In einer Flugschrift eines eifrigen Verteidigers von Rupp, die in jenen Tagen erschien, hieß es: das laute Ja der überwiegenden Majorität, das bei der fünften Hauptversammlung des Gustav-Adolf-Vereins auf die Frage, ob Dr. Rupp zur Kirche und somit zum Verein gehöre, erschallen müsse, werde die moralische Macht sein, der das preußische Kirchenregiment auf die Länge nicht gewachsen sei.

Die Versammlung in Berlin mußte ihre Entscheidung fällen. Es geschah nach mehrstündiger eingehender Beratung in geheimer Sitzung durch namentliche Abstimmung, am späten Abend des 7. September. Die Anerkennung der Wahl Rupps wurde mit neununddreißig gegen zweiunddreißig Stimmen abgelehnt. Der Beschluß war mit geringer Mehrheit zu stande gekommen, überdies, wenn man will, nur durch zufällige Umstände ermöglicht: die persönlich Abstimmenden waren zur Hälfte geteilt (achtundzwanzig gegen achtundzwanzig); da einige Mandate unbesetzt waren, hatte man deren Stimmen vertretungsweise auf anwesende Mitglieder des Zentralvorstandes übertragen, und so war das Uebergewicht auf diese Seite gefallen. Auch mag der Ort, wo man versammelt war, nicht ohne Einfluß auf die

Stimmung geblieben sein. Die Temperatur kann in Berlin für den abgesetzten Garnisonprediger unmöglich günstig gewesen sein. Immerhin ließ sich gegen den Beschluß, formell genommen, nichts einwenden. Aber sein Erfolg war ein ungeahnter, geradezu erschreckender. Die Ausschließung Rupps rief in allen Teilen des Vereins einen Sturm der Entrüstung wach. Gleich nach der Abstimmung bezeichnete ein Mitglied der Versammlung, ein Abgeordneter aus Schlesien, den Beschluß als den Ausspruch eines Ketzergerichts und fand darin das Totengeläute des Vereins, was ihm einen Ordnungsruf zuzog. Zwei Vertreter aus Halle legten ihr Mandat nieder. Von zahlreichen Vereinen kamen Gegenerklärungen (Anhalt, Baden, Braunschweig, Frankfurt a. M., Berlin, Potsdam, Halle u. a.). Abgeordnete, die für die Abweisung gestimmt hatten, erfuhren die Mißbilligung ihrer Vereine. Im hessischen Hauptverein, als dessen Vertreter Dr. Zimmermann gestimmt hatte, protestirten von dreißig Zweigvereinen deren neunzehn. Vielfach wurde der Abweisungsbeschluß für ungiltig, weil statutenwidrig erklärt und seine Zurücknahme gefordert. Es erfolgten Spaltungen in verschiednen Vereinen, Austritte kirchlich gesinnter Minderheiten, mit einzelnen Vereinen kam es bis zur Auflösung, weil man mit den freigemeindlichen Tendenzen, die die Herrschaft an sich zu reißen schienen, keine Gemeinschaft haben mochte. So ging der Hauptverein für Mecklenburg-Schwerin mit sechs Zweigvereinen ein und ist seitdem nicht wieder erstanden bis auf diesen Tag. Nur die Württemberger und im Einklang mit ihnen wenige vereinzelte Stimmen redeten zum Frieden.

Es war eine schwere, sorgenvolle Zeit für die Leiter des Gustav-Adolf-Vereins, die Zeit des Uebergangs von 1846 auf 1847. Eine Zeit lang stand nicht weniger auf dem Spiel als die gesamte Zukunft des Vereins. Sie war verloren, wenn der Gustav-Adolf-Verein durch eine öffentliche Demonstration sich auf die Seite des Freigemeindetums stellte. Aber die Krankheit war nicht zum Tode, sondern zur Ehre Gottes. Der Verein hat mit der ihm einwohnenden christlichen Lebenskraft die gefahrdrohende Krisis überwunden. Als die Generalversammlung von 1847 am 20. September in Darmstadt zusammentrat, hatte sich die Sachlage wesentlich geändert. Die Stimmung war eine andre geworden. Die freien Gemeinden hatten im weitern Verlauf ihrer Entwicklung ihr Recht auf Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche stark zweifelhaft gemacht, vielmehr thatsächlich aufgegeben. In den Fundamentalartikeln der freien Gemeinden vom 19. Juli 1846 kam der Name Christi nicht vor, von der heiligen Schrift als Glaubensgrundlage war nur in sehr fraglicher Weise die Rede. Es hieß darüber:

> Die freie Gemeinde erkennt die heilige Schrift als Grundlage ihres Glaubens an die Einheit Gottes an, sie findet in derselben die höchsten sittlichen Normen für ihr Verhältnis zu ihren Nebenmenschen.

Als Pflicht des Predigers wurde bezeichnet „die öffentliche Verkündigung des Gemeindebewußtseins.“ Nur mit Mühe konnte Rupp von seiner Gemeinde das Zugeständnis erhalten, die Taufe auf jedesmaligen Wunsch der Eltern nach der apostolischen, später von ihm selbst zeitgemäß umgestalteten Formel vollziehen zu dürfen. Auf einer Versammlung von Abgeordneten der freien Gemeinde im September 1847 war beantragt, den christlichen Namen aufzugeben. Das ging doch weit über die rationalistischen Ideen hinaus, deren Anhänger sich ein Jahr vorher für Rupp als den Kämpfer für Glaubensfreiheit begeistert hatten. Auch machte sich in den Vereinskreisen jetzt allgemein die heilige Scheu geltend vor der Verantwortung, durch einen Streit wie diesen die Vereinssache zu gefährden. Es lag eine Menge von Anträgen in Betreff der Ruppschen Sache vor; doch war man allgemein damit einverstanden, daß von dem Vorgang selbst, der den Ausgangspunkt des Streites gebildet hatte, nicht mehr die Rede sein sollte. Die Vorversammlung am Abend des zwanzigsten faßte, abermals nach sehr langer Diskussion, fast einstimmig den Beschluß, daß „die Ruppsche Angelegenheit als historisches Faktum von den Beratungen der diesjährigen Hauptversammlung ausgeschlossen bleiben solle, dergestalt jedoch, daß alle damit zusammenhängenden Konsequenzen und Prinzipien der freien Beratung anheim gegeben werden sollen.“

Die Verhandlung, in die die Versammlung am folgenden ersten Tage, nach der Feier des Eröffnungsgottesdienstes, eintrat, bewegte sich um den ihr vorliegenden Antrag des Hauptvereins Breslau:

> Die Ruppsche Angelegenheit von den Beratungen der Hauptversammlung auszuschließen und den § 25 der Allgemeinen Satzungen dahin zu deklariren, daß die Prüfung der Legitimation der Abgeordneten sich auf die formelle Richtigkeit der Vollmachten zu beschränken habe.

Derselbe Antrag bezüglich der Legitimationsprüfung war von den Hauptvereinen Darmstadt, Detmold und Heidelberg eingereicht. Hier war die entscheidende Frage gestellt, die der Gesamtverein zu beantworten hatte. Soll die Eigenschaft und Berechtigung als Mitglied des Gustav-Adolf-Vereins lediglich von der Willenserklärung des Einzelnen abhängen, der sie in Anspruch nimmt? Oder steht es dem Vereine zu, diese von irgend welcher Qualifikation abhängig zu machen, und daher gegebnen Falls eine Untersuchung eintreten zu lassen, ob diese vorhanden sei? Die große grundsätzliche Tragweite der Frage, auch abgesehen von dem besondern Fall, leuchtet ein.

Die Diskussion wurde in Anwesenheit von Vertretern ausländischer verwandter Vereine (aus Paris, Straßburg, Basel, Amsterdam), die zur Begrüßung des Gustav-Adolf-Vereins gekommen waren, geführt. Die Ansprachen ließen lebendig erkennen, wie hoch der deutsche Gustav-Adolf-Verein bei den Glaubensgenossen im Auslande geschätzt wurde, und welchen Wert man von allen Seiten auf die brüderliche Gemeinschaft mit ihm legte, noch mehr wie innig der allseitige Wunsch war, den Verein die Krisis, die für ihn gekommen war, glücklich überwinden zu sehen. Und die Deutschen brauchten keinen Anstand zu nehmen, ihre innern Schwierigkeiten vor den fremden Zeugen zu verhandeln: die Diskussion verlief in würdiger, wahrhaft brüderlicher Weise. Die Gegensätze trafen mit voller Offenheit auf einander, aber ohne daß der geringste verletzende Ton dazwischen geklungen wäre. Wahrhaft ergreifend tritt in den gehaltenen Reden immer wieder das innige Verlangen hervor, ohne Verleugnung der eignen Ueberzeugung zu einer Verständigung zu kommen. Der Jahresbericht des Zentralvorstandes, der beim Beginn der Verhandlungen zum Vortrag kam, sprach in seinen Schlußworten die übereinstimmende Gesinnung aus:

> Eins müssen wir werden! wurde auf einer frühern Versammlung ausgesprochen, und der ernsthafte Vorsatz wurde damals von Gott gesegnet. Nicht wollen wir diesmal sagen: wieder Eins wollen wir werden, gleich als ob wir wirklich schon bis in das Innerste hinein uneins geworden wären; sondern lieber: Eins wollen wir bleiben oder noch fester uns vereinen nach einer augenblicklichen Schwankung.

Der erste Redner war Hofprediger Sydow aus Berlin, der Schüler Schleiermachers. Er redete gedankentief im Sinn des großen Vorgängers. Er vertrat das Recht der evangelischen Kirche auf freie Entwicklung aus ihrem eignen Wesen; aber das war nicht der oberflächliche Freisinn des Freigemeindetums.

> Geht es nicht mit dem großen Individuum der Kirche wie mit der einzelnen Seele? Sie bleibt dieselbe einerseits und durchläuft andrerseits die mannigfachen Entwicklungen des spätern Lebens, durch die sie tiefer betrachtet nur immer vollständiger sie selbst wird; aber hält man zwei in der Zeit entfernt von einander liegende Momente zusammen, so kann einer bloß äußerlichen Vergleichung sich ein Gegensatz darstellen, der kaum auf eine Einheit des innern Wesens und Prinzips schein zurückgeführt werden zu können. Und doch, der Schauung der Liebe und der Ahnung zuwartender Geduld und der gläubigen Zuversicht zur Macht der evangelischen Idee wird es gegeben sein, bei aller Fremdartigkeit des Aeußern die innere Zusammengehörigkeit zu erkennen. Denn die Einheit unsrer Kirche ruht nicht auf theologischer Definition oder topographischer Umgrenzung, sondern sie ist eine lebendige im Geist, sie ist der lebendige Christus selbst.

Der Redner kam zu dem Schluß:

> Das Wesen der evangelisch-protestantischen Kirche erlaubt es nicht, den auszuschließen, der ihr angehören zu wollen bekennt.

In demselben Sinne erklärte sich ein Abgeordneter aus Schlesien, der nach Sydow sprach:

> Ich lege den einzelnen Zweigvereinen die Befugnis bei, den Abgeordneten zu wählen, aber der Hauptversammlung das Recht, die Prüfung der Vollmacht vorzunehmen. — Es kann [dabei] die Frage nur die sein, ob der Abgeordnete zur evangelischen Kirche gehöre. Es wird z. B. Zweifel in dieser Beziehung angeregt, der Abgeordnete sei ein Katholik. Dann wird der Verein ihn fragen: bist du evangelisch oder nicht? Sagt er Nein, ich bin nicht evangelisch, dann ist er unbe-

zweifelt auszuschließen. Sagt er aber: ich bin kein Katholik, ich bin ein Protestant, dann gilt der alte Grundsatz: Quilibet praesumitur bonus, donec probetur contrarium.

Im kirchlich-positiven Sinne sprach der Regierungsrat Landfermann, Vertreter der Rheinprovinz. Sein Ausgangspunkt war:

Der Gustav-Adolf-Verein besteht aus solchen, die an ihren Glaubensgenossen die bekannten Werke der Liebe ausüben wollen. An ihren Glaubensgenossen wollen die Mitglieder des Gustav-Adolf-Vereins ihre Liebe bethätigen. Die Glaubensgenossenschaft ist also die erforderliche Voraussetzung der Zugehörigkeit zum Verein. Er kann auf dieses Merkmal durchaus nicht verzichten, ohne sich in das grenzenlose Blaue hinauszustellen, wo alle Existenz aufhört. Ein sichtbares Merkmal der Zugehörigkeit läßt sich freilich schwer aufstellen: Sollen wir ein sichtbares Kriterium improvisiren? Oder sollen wir zu irgendeinem der vorhandnen Kriterien in den Symbolen oder ähnlichem greifen? — Ich will die weitgreifende Frage nicht aufwerfen, ob jemals irgend ein Symbol in der Wirklichkeit des Lebens ein thatsächliches Kriterium für die Zugehörigkeit zur evangelischen Christenheit gewesen ist und sein könnte. Aber wir wissen alle, daß auch kirchlich gesinnte, mit Mühe und Ruhe prüfende und untersuchende kirchliche Behörden es kaum vermögen oder gar nicht, nach diesem Maßstabe nur die ihnen zunächst Untergeordneten, die eigentlich und ausschließlich dem Dienste der Kirche gewidmet sind, die Geistlichen zu messen. Wie könnten wir da die Glieder unsers Vereins darnach bemessen wollen? — Nur aus dem evangelischen Bewußtsein der gegenwärtigen Versammlung und der jedesmaligen an ihrer Stelle stehenden Versammlung wird die Antwort gefunden werden können über die Zugehörigkeit zum Verein. Aber es giebt einen Punkt, wo auch bei der gutgläubigen Versicherung eines Mannes, der evangelischen Kirche angehören zu wollen, thatsächlich dessen vollständiger Bruch mit der Kirche unleugbar ist. Wäre ich in der Lage, entschieden gebrochen zu haben mit der ganzen Vergangenheit, mit dem historischen Bestand der evangelischen Kirche, erstrebte ich, und zwar immerhin mit dem redlichsten Eifer, nicht ihr Gedeihen, sondern ihren Gegensatz, wenn ich die evangelische Kirche negirte, wenn ich immerhin im redlichsten Eifer dazu überginge, es für heilige Gewissenspflicht für mich zu halten, auf den Trümmern der alten Kirche als einer verdorbnen, unbrauchbar gewordnen eine neue aufzubauen, würde ich wohl glauben können, daß ich hier an der rechten Stelle sei, würden Sie glauben, daß ich mitwirken könnte in der höchsten Instanz eines Vereins, der sich die Förderung dieser evangelischen Kirche in ihrem ganzen Bestande vorgesetzt hat?

Gewichtige Worte sprach der Meister der wissenschaftlichen Theologie jener Tage, Karl Immanuel Nitzsch; der Sitzungsbericht bezeichnet ihn als Oberkonsistorialrat Dr. Nitzsch aus Berlin.

Ich fordere im Interesse des Gustav-Adolf-Vereins zur Mitgliedschaft ein positives Kennzeichen und ein negatives. Ein positives, darin bestehend, daß das Mitglied bekennt, ich bin evangelisch, und das negative, daß nicht überall bekannt sei, dasselbe habe durch eine gewisse Handlung, eine gewisse Kundgebung, obgleich es sich zur evangelischen Kirchengemeinschaft halten will, dennoch sie in eigner Person oder in andrer religiöser Gemeinschaft, mit der er sich verbunden hat, negirt.... Zum Kennzeichen der Zugehörigkeit zur evangelischen Kirche fordere ich hier keineswegs, daß jemand ohne weiteres auf die Lehre einer bestimmten Bekenntnisschrift sich verpflichte; aber ich behaupte, daß die evangelische Kirche nichts ist ohne irgend eine Lehre, die von den Eltern auf die Kinder, von Geschlecht auf Geschlecht in irgend einer Identität übertragen werden kann, und daß die Mitgliedschaft derselben wegfällt, sobald man sich von ihrem notorischen Bekenntnisse in Bausch und Bogen lossagt.... Der Gustav-Adolf-Verein ist von einer solchen Natur, daß er in der Kirche und mit ihr bestehen will, die Kirche im geschichtlichen Sinne ist seine Voraussetzung. — Weisheit und Vorsicht erfordern es also dringend, daß man in vorkommenden Fällen die Macht habe, die Teilnahme an der Mitwirkung in unserm Kreise denen zu verweigern, die nicht bloß aus der Landeskirche ausgeschieden sind, sondern die notorisch Leugnungsakte begangen haben, vermöge deren sie nur noch durch den allgemeinen Grundsatz der Protestation mit dem evangelischen Kirchenprinzip zusammenhängen.

Am Morgen des zweiten Sitzungstages wurde eine Kommission von sechs Mitgliedern ernannt, die den Auftrag erhielt, den Entwurf eines von der Versammlung zu fassenden Beschlusses vorzulegen. Sie trat alsbald in der Sakristei zur Beratung zusammen. Der Entwurf, den sie als das Ergebnis ihrer Beratung vorlegte, nachdem indessen noch verschiedne andre Angelegenheiten erledigt waren, hatte folgenden Wortlaut:

Die Sechste Hauptversammlung des Evangelischen Vereins der Gustav-Adolf-Stiftung ist bei Erwägung der zur Tagesordnung gebrachten, den Beschluß vom 7. September 1846 betreffenden Anträge zu der Ueberzeugung gelangt: 1. daß die nach § 25 der allgemeinen Statuten vorzunehmende Legitimation bei dem Abgeordneten des Zentralvorstandes auf die Prüfung der Vollmacht sich zu beschränken habe; 2. daß dagegen der Hauptversammlung unzweifelhaft zustehe, in vorkommenden Fällen über die Unzulässigkeit eines Deputirten wegen fehlender Bedingung der Mitgliedschaft (§ 1 der Statuten) zu beschließen; 3. daß jedoch diese Beschlußfassung, falls sie über einen Deputirten stattfinden soll, der seine

Qualifikation als Vereinsmitglied nach § 1 der Statuten behauptet, nach vorgängiger Hörung seines betreffenden Hauptvereins auf nächster Hauptversammlung erfolgen muß. Hiernach hat sich alsdann der betreffende Hauptverein zu richten. Die Hauptversammlung beschließt demnach, daß der Zentralvorstand und die Hauptvereine im vorliegenden und kaum zu erwartenden künftigen Fällen hiernach zu verfahren habe.

Die Stimmung zeigte sich bei der wieder aufgenommnen Diskussion dem Kommissionsantrage mehr und mehr geneigt. Er wurde schließlich mit achtundsechzig Stimmen gegen acht angenommen. Am folgenden, dem dritten Versammlungstage, konnte der Verein in Frieden und mit Dank gegen Gott die Einweihung der ersten vom Gustav-Adolf-Verein erbauten Kirche, der zu Seligenstadt, feiern. Durch den Beschluß vom 22. September war der Stein des Anstoßes, den der Ruppsche Handel dem Verein in den Weg gelegt hatte, in erwünschter Weise beseitigt. Der Verein hat seitdem nicht mehr Anlaß gehabt, auf jenen Beschluß zurückzugreifen, da sich eine Gefahr neuer Spaltungen nicht mehr gezeigt hat. Aber der Beschluß hat die Richtung gezeigt, in der die Entwicklung des Gustav-Adolf-Vereins sich seitdem vollzogen hat. Der Verein hat sich nicht auf ein formulirtes Bekenntnis in irgend einem Sinne gestellt. Aber er hat sich mit Entschiedenheit als eine evangelische Gemeinschaft, als seinen Zweck den Aufbau der evangelischen Kirche in ihrem Wesen als geschichtliche Größe erklärt. Er wahrt sich das Recht, Elemente, die sich als unevangelisch, als solche, die mit der evangelischen Kirche ihrem Wesen nach im Gegensatz stehen, erweisen, von der Leitung seiner Angelegenheiten auszuschließen. Richtende Instanz würde vorkommenden Falls die Hauptversammlung sein, doch unter Formen, die ein unbedachtes, leidenschaftliches Verfahren verhüten. Die Versammlung würde, ungebunden durch ein juristisches Gesetz, frei nach gewissenhafter Ueberzeugung entscheiden. Doch die Gefahr, daß es notwendig werden könnte, solche Entscheidung anzurufen, ist vorüber. Der Gustav-Adolf-Verein hat die Zeit hinter sich, wo sich für eine geschichtliche Größe wie für eine Persönlichkeit der Charakter ausbildet und feststellt. Er trägt seinen unwiderruflich ausgeprägten Charakter an sich, und dieser ist der Charakter evangelischer Freiheit. Der Verein hat Raum nur für das, aber auch für alles das, was aus den großen Prinzipien des Evangeliums, d. h. der Reformation, geboren ist. Er giebt durch sein Dasein und seine großartige Wirksamkeit den fortwährenden Thatbeweis, daß auch bei Mannigfaltigkeit der Anschauungen und Auffassungen ein nicht allein friedliches, sondern herzlich einmütiges Zusammenhalten und Zusammenwirken gar wohl möglich ist, wo nur die Einheit im Geiste nicht fehlt. Insofern erweist sich der Gustav-Adolf-Verein schon allein durch sein Bestehen als ein Segen für die Kirche des Evangeliums, „die tief in sich gespaltene, von einem tiefern Lebensbande zusammen doch gehaltene," — man kann das Wort, das Friedrich Rückert von dem deutschen Vaterlande gesagt hat, sehr wohl auch auf die deutsche, d. h. die evangelische Kirche beziehen. Daß sie einen Verein wie den Gustav-Adolf-Verein aus sich hervorbringen konnte, ist ein Beweis innerer Gesundheit trotz aller bisweilen so besorglich erscheinenden Anzeichen innerer Störung und eine Verheißung gesunden, fröhlichen Wachstums. K. Köhler

---

Zu dankbar-frommem Andenken an D. Georg Daniel Teutsch

6

Der Sachsenbischof! — „Ihm," so schreiben seine Sachsen, „sagte es nicht nur die Geschichte unsers Volks, daß es gottgewollte Wege seien, die wir seit Jahrhunderten geführt worden sind; ihm sagte es sein frommes Gemüt, seine tiefe religiöse Ueberzeugung, daß unter Gottes Beistand und Führung auch wir hier leben und weben und sind. Aus der Höhe des Glaubens hat er als evangelischer Pfarrer fünfundzwanzig Jahre — fast ein volles Menschenalter hindurch — als Bischof den Trost für seine Glaubensgenossen gebracht, der allein in schweren äußern und innern Wandlungen unsern Mut, unsre Kraft erhalten konnte." Er stand auf dem Boden eines festen Gottesglaubens.

Als Teutsch sein bischöfliches Amt antrat, war im allgemeinen die Ansicht verbreitet, die sich mit Worten des Lutherischen Katechismus aussprach, er sei ein Herr, den man „fürchten und lieben" müsse. Aber eitel Verehrung und Liebe ward sein Teil. Wohl verstand er es auch, dreisten Zumutungen ein stummes Noli me tangere entgegenzusetzen. Und wohl ging ein sittlicher Ernst strenger Arbeit von ihm aus in die Kirche, daß mancher alte Herr auf dem Dorfe bedenklich den Kopf schüttelte über „die neue Zeit." Aber das Beispiel von oben regte doch gewaltig an. Manches Formular zu bisher unbekannten statistischen Nachweisen flog hinaus, sodaß ein Pfarrer dem Bischof klagte, es sei zu bedauern, daß der Bischof nicht auch Gemeindepfarrer sei, um einsehen zu lernen, wie viel der Bischof dem Pfarrer zu arbeiten gebe, worauf jener erwiderte: vielmehr das sei bedauerlich, daß der Sprecher nicht Bischof sei, denn erst dann würde er einen Begriff davon erhalten, wie viel die Pfarrer dem Bischof Arbeit machten. Und als der Pfarrer fortfuhr: es komme doch bei allen statistischen Arbeiten nichts Rechtes heraus, da jeder Pfarrer Unwahrheiten in die Rubriken hineinschreibe, so antwortete der Bischof, wie dies die merkwürdige Eigentümlichkeit der Statistik sei, daß aus sämtlichen Spezialunwahrheiten doch eine Generalwahrheit herauskomme.

Sinnig hat man Teutschs Wirken mit dem des großen Sachsengrafen Markus Pempflinger verglichen. Wie es diesem, in unerschütterter Treue zum Habsburgischen Hause verharrend, gelang, die Stammesgenossen, die er in die acht Stühle der Hermannstädter Provinz, die beiden Stühle Mediasch und Schelk, in Burzenland und Nösnergau, also in lauter, wenn auch kräftige, so doch kleine, oft uneinige und dadurch wenig wehrhafte Gemeinwesen geteilt vorfand, durch die Reformation zu einem Volksganzen zu vereinigen, ohne schließlich doch den Sieg Zapolyas abwenden zu können, so hat Bischof Teutsch die Glaubensgenossen zu der Landeskirche verbunden, die er bei seinem Amtsantritt nur dem Namen nach vorfand. Denn die sechzehn Kapitel der alten Zeit hatten gerade Rechte genug, um ein gemeinsames Wirken brach legen zu können. Aber schon die Landeskirchenversammlung von 1870, von dem Geiste des neuen Bischofs geleitet und erfüllt, schuf die organischen Gesetze der Landeskirche und legte damit — tragisch genug allerdings gerade zu der Zeit, da der neue ungarische Staat das Sachsenvolk mit dem „Einschmelzungsprozeß der fremdsprachlichen Nationalität" bedrohte — den Grund zur Einheit ihrer Glieder.

Daß unsre evangelische Landeskirche zur Volkskirche geworden ist, daß der kirchliche christliche Sinn eng verschmolzen ist mit dem Fühlen und Denken, mit der Arbeit unsers Volks, es ist sein Werk. Sein Werk, daß unsre Landeskirche, nach innen festgefügt und geordnet, nach außen ehrenvolle Stellung und sichere Gewähr ihres Bestandes sich erkämpft hat. Denn mild und den Frieden suchend als ein echter Seelenhirte, wußte er doch siegreich das Schwert zu führen, das er aus dem Rüsthause tiefer Gelehrsamkeit geholt, wenn es galt, die Freiheit evangelischen Glaubens und Denkens zu wahren, das Recht seiner Kirche zu verteidigen, die, an sich eine Form nur, für ihn und für uns alle die festen Halt gewährende Organisation christlich-sittlichen Lebens geblieben ist.

So empfanden es die Sachsen.

Und es war keine Seite des kirchlichen Leben, die Teutsch nicht gefördert hätte. Wie sein Herz an der Kirche hing, so wußte er auch, was diese für sein Volk war. Herfurth teilt folgende herrlichen Worte von ihm mit:

Ja, diese Kirche, die treue Mutter, diese evangelische Kirche unsers Volks! Wie gilt doch von ihr, was die Väter einst in ihr Bekenntnis schrieben, daß sie nicht sei allein eine Zusammenfassung äußrer Zeichen, sondern sehr führnehmlich eine Gemeinschaft inwendig der ewigen Güter im Herzen, als des heiligen Geistes, des Glaubens, der Furcht und Liebe Gottes. Wie ist doch selbst ihre äußere Erscheinung geradezu vorbedeutend in dem Leben ihres Volks. Siehe, in der Mitte der Gemeinde steht das Gotteshaus im starken Mauerring, den die Väter um das Heiligtum aufführten. Und die vergilbten Schriften in den Laden erzählen, wie oft um sie der Schlachtruf tobte, und der Thorturm über dem Eingang verkündet, wie vor Jahrhunderten im jammervollen Bürgerkrieg nur wenige übrig geblieben. Aber auch der Geist bleibt lebendig, der dort in der Kirche seine Heimats- und Pflegestätte hatte, und darum erfüllte sich immer wieder das Psalmwort (Ps. 31, 3): „Du bist mein Fels und meine Burg!" — Ja, er ist es, der Herr, und durch seine Gnade seine Kirche, diese heute mehr als je. Aller unsrer edelsten Güter schirmendes Bollwerk ist sie; der Grund unsrer Zuversicht beruht auf ihrer Treue. — Nicht, was der Erde gehört, wiewohl die Menge ausschließlich darnach jagt, ist im tiefsten Grunde die schaffende, erhaltende, beseligende Kraft des Lebens. Nicht das Steinhaus, nicht Rüstkammern, nicht volle Speicher und Scheunen — schon Luther sagt es —, sondern die Gottesfurcht, der fromme Sinn, der Geist der Gottes- und Menschenliebe, der die Herzen erfüllt, die Art und Weise, wie Christus in ihnen eine Gestalt gewinnt. Daß sie es tief im Herzen fühlen, die Religion sei nicht Buchstabe, tote Lehre, äußere Form, sondern Leben, Leben aus Gott und in Gott, das nicht vereinbar ist mit jener Selbstsucht, die nur das Ihre sucht, mit jener Härte, die am Leid des Nächsten hart vorübergeht, mit jenem Hochmut, der da meint, er habe es schon ergriffen, und darum der ersten Liebe vergißt, mit jenem Wesen der Welt, das alle Güter nur mit dem Maßstab des Sinnlichen mißt.

Aufbewahrenswert erscheinen auch folgende Aeußerungen über das Pfarramt:

Das ganze Wesen unsers Volkslebens wurzelt im Grunde des evangelischen Pfarramts. Die gesamte rechtverstandne Uebung seiner Aufgabe pflegt und hebt die idealen Kräfte unsers Volks. Steht es doch im Dienste dessen, der fortwährend nach oben wies! Ist doch seine gesamte Thätigkeit durchweht von dem Hauche eines höhern Lebens. Ja, was würde unser Volk sein, wo seine Entwicklung stehen, ohne sein evangelisches Pfarramt?!

Nicht unwahr hat in unsern Tagen ein Meister der deutschen Wissenschaft das erhebende Wort gesprochen: „Die gewaltigste von den Kräften, die das deutsche Wesen aufrecht erhalten, ist der Protestantismus mit seinem treuen Pfarramt, der feste Schild deutscher Sprache und Sitte hier wie im transsylvanischen Gebirg und an den fernen baltischen Gestaden!"

Wie zu einem Vater hat das siebenbürgische Sachsenvolk zu diesem Bischof aufgeblickt. Niemals hatte einer seiner Vorgänger dem Herzen der weitesten Kreise so nahe gestanden wie er. Wußte er doch mit jedem, mit dem Gelehrten, mit dem schlichten Dorfgeistlichen, mit dem Bauer in entsprechendster Weise zu reden, forschend, prüfend, ratend, aneifernd, auch stilles Leid lindernd, auf neue wissenschaftliche Aufgaben und Ziele zeigend oder zerfahrenden weiblichen Wohlthätigkeitssinn in einem allgemeinen Frauenverein der Landeskirche sammelnd. Rührend wußte das Siebenbürgische Tageblatt nach seinem Heimgange davon zu berichten, wie er im Munde des Volks nicht als das Oberhaupt, sondern geradezu wie die Verkörperung der Kirche lebte. „Der Herr Bischof hat es befohlen," das war dem Volke Kirchengesetz und unanfechtbare Verordnung. Und wie wußte er, wenn er auf langen Visitationsreisen von Dorf zu Dorf zog, das Gemeindeleben zu erfrischen und zu befruchten, wenn er in der kleinsten Kirche aus seinem reichen Schatze ausstreute und mit tief zu Herzen dringenden Worten dem Kirchlein und denen, die darin waren, höhere Weihe gab auf Jahre hinaus. Noch leuchtet das Auge des Bauern im entlegensten Thal auf, wenn er von dem Tage erzählt, „als unser Herr Bischof bei uns war."

Kein Geringerer als Wilhelm Wattenbach hat (im Rathause zu Berlin) eine solche Reise geschildert.

Auch zu einer Kirchweihe durfte ich ihn einmal begleiten. Da kamen die Bauern von Kelling mit ihrem Viergespann und holten sich die Bischofskutsche. An der Grenze des Hattert, des Dorfgebietes, erwartete uns das Banderium, die junge Mannschaft des Dorfes, auf feurigen Rossen, mit wallendem Dolman, mit flatternden Fahnen, ihre Bläser voran. Und fort ging es in scharfem Trab bis nach Kelling, wo der Kirchenvater uns empfing, ein wahrer Hüne, um Kopfeslänge uns überragend, das Gesicht wie aus Holz geschnitzt, wettergebräunt, mit langem gescheitelten schlichten Haar, ein rechter Bauer von altem Schrot und Korn. Alle nächsten Tage aber versammelte die Gemeinde sich in der Kirche, die, von einem Blitzstrahl getroffen, jetzt neu wieder aufgebaut war. Da saßen die Bauern in ihrem Kirchenpelz, obgleich es ein heißer Sommertag war; aber er gehört zum festlichen Anzug, und was sein muß, das thut der Bauer. Dann, nach altem Brauch scharf gesondert, die Frauen mit ihren weißen Kopftüchern, gebockelt, wie sie es nennen, die Jungfrauen mit den kleidsamen schwarzen Borten auf dem Kopfe, wie ihn einst die Augsburgerinnen trugen, mit flatternden bunten Bändern, jede mit ihrem Kirchenstrauß, denn auch das muß sein. Und nun besteigt er die Kanzel, er, der Bischof, und alles hängt an seinem Munde. Und er redet, wie nur er zu reden verstand, von Herzen zum Herzen. Er redete von der alten Kirche, die der Blitz verzehrte, und wie nun neues Leben erblüht sei aus den Ruinen. Er redete davon, wie auch der einzelne Mensch, mögen ihn nun Schicksalsschläge getroffen haben oder nicht, sich stets erneuern solle und verjüngen, und ebenso die ganze Gemeinde, und das ganze Volk. So wußte er stets an die besondern Umstände anzuknüpfen: nie war seine Rede phrasenhaft, immer neu, eigenartig, fesselnd. So auch bei seinen Visitationen, wo er oft totmüde von der Arbeit noch die Kanzel besteigen mußte, denn man ließ ihn nicht fort, ohne ihn gehört zu haben, manchmal Tag für Tag, einmal sogar dreimal an einem Tage. Wie oft haben wir mit einander die alten Bauernburgen und Festungskirchen durchforscht, die redenden Denkmale der Vorzeit, wo man von den wildesten Feinden umgeben war, die doch noch nicht so gefährlich und

verderblich waren, wie der moderne Staat mit seiner unwiderstehlichen Gewalt. Da sind wir bis auf die höchsten Kirchenböden geklettert, und keine Glockeninschrift, kein Denkmal der Vergangenheit entging seiner Aufmerksamkeit. Daran aber wußte er dann anzuknüpfen, und weil die ganze Geschichte des Volkes und jedes einzelnen Ortes seinem Geiste immer gegenwärtig war, so fand er immer eine Beziehung, sodaß die Bauern immer ganz verwundert fragten: Woher weiß doch der Mann das alles, wovon wir nie gehört haben? Er aber wußte dann immer zu den höhern Gesichtspunkten aufzusteigen, und mit nie ermattender Aufmerksamkeit lauschte man seinen Worten.*)

7

So verstehen wir es nun, wenn bei seinem Heimgang der Nachruf klang:

Unser Bischof D. Georg Daniel Teutsch ist tot. Der erste Bischof der neuorganisirten Landeskirche, der treue Hirte seines Volkes, seiner Kirche, der Hohe Priester, dessen Bild so tief in das Herz seiner Volks- und Glaubensgenossen gegraben ist. Selbst mitten aus dem Volke emporgewachsen, hat er mit gelehrtem Forscherauge ihm auf den Grund seiner Seele geschaut, ist in langen durchwachten Nächten der Geschichte dieses Volkes im Wandel der Zeiten gefolgt. So ist er mit ihm zusammengewachsen, mit jeder Faser seines Herzens, mit jedem Atemzuge; so hat in ihm jeder Pulsschlag des Volkslebens nachgeklungen und ist von ihm der Pulsschlag neuen Lebens in unser Volk bis in seine feinsten Adern gedrungen. Denn ihm ward die göttliche Gnade zu teil, fest auf der Erde, auf dem Boden des Volkstums zu stehen und mit dem Scheitel die Sterne zu berühren ... Aus der Höhe der Wissenschaft hat er dem siebenbürgisch-sächsischen Volke die Kunde seiner selbst gebracht, hat ihm gezeigt, was unsre Väter als teures, schwererkämpftes Erbe hinterlassen ... So ist er uns alles gewesen, Lehrer, Führer und Vater, so hat sich in ihm zusammengeschlossen des ganzen Volkes Streben und Sehnen, Arbeit und Schmerz. In ihm verkörperte sich unsre Freude, wenn an den Hochfesten kirchlichen und nationalen Lebens, an den Vereinstagen ... die Glaubens- und Volksgenossen sich ins Auge blickten ...

Nun werden sie ihn nicht mehr sehen. Aber im Volksbewußtsein wird sein Name fortleben, sagenverklärt ...**)

Nun verstehen wir es, wie Shakespeares Wort auf ihn angewendet worden: man habe seinesgleichen nie gesehen.

Am 5. Juli nachmittags 4 Uhr wurde, was sterblich an ihm war, zur Erde bestattet. Ein so gewaltiges Leichenbegängnis hatten die altehrwürdigen Mauern Hermannstadts kaum je erlebt. Schier das ganze sächsische Volk war in seinen Vertretern erschienen, um seinem großen Bischof das letzte Geleit zu geben. Da waren die Geistlichen der verschiednen Konfessionen in ihren mannigfaltigen Gewändern, sämtliche Waffengattungen und Rangstufen der großen Garnison von der Generalität anfangend bis zur Freiwilligenabteilung und zum Kadettenschüler, die reckenhaften Gestalten der Bauern aus allen Gemeinden des Sachsenlandes. Schüler und Schülerinnen sämtlicher evangelischen Lehranstalten bildeten Spalier; ein altsächsisch gekleideter Bürger trug das Ordenskissen.

Unter Teutschs Dekorationen befanden sich auch die einiger erlauchten deutschen Fürstenhäuser. Von Jena hatte er den philosophischen und theologischen Doktorhut empfangen, die Universität Berlin hat ihn mit ihrem juridischen geschmückt. Er war Mitglied der Akademie der Wissenschaften in München, der rechtswissenschaftlichen Gesellschaft in Göttingen und gehörte zu dem Gelehrtenausschuß des Germanischen Nationalmuseums in Nürnberg. Aber ungleich mehr als durch seine wissenschaftlichen Beziehungen ist der Bischof in Deutschland bekannt geworden durch seine Teilnahme an den großen Gustav-Adolf-Vereinsversammlungen zu Leipzig, Lübeck, Wiesbaden, Eisenach, Düsseldorf, Nürnberg, Halle, Danzig und Mannheim; von Mannheim aus wohnte er dem ersten Spatenstich zur Retscherkirche in Speier bei. Die letzte Reise nach Altdeutschland führte ihn gen Wittenberg, wohin Kaiser Wilhelm II. zur Weihe der wiederhergestellten Schloßkirche am 31. Oktober 1892 auch die Vertreter der evangelischen Kirchen Oesterreichs geladen hatte. Der Bischof hat ein Bild der Eindrücke jener Versammlung, die ihm „die Größe, die Zusammengehörigkeit und innere Einheit der evangelischen Kirche sichtbar in einer Weise darstellte, die jedes Herz höher schlagen machte und eine Stimmung ernster Erhebung und weihevoller Freude wachrief,“ in einem Berichte niedergelegt, der als „Rundschreiben an sämtliche Bezirkskonsistorien und Presbyterien der Evangelischen Landeskirche Augsburgischen Bekenntnisses in den siebenbürgischen Landesteilen Ungarns“ ausgegangen ist. Ueber die Absicht dieser Veröffentlichung hat er (am 7. Dezember 1892) an mich geschrieben:

Unsre oberste Kirchenbehörde wollte die Mitteilung desselben an unsre Gemeinden, geleitet von dem Gedanken, diese werde ein Blick in die große deutsche evangelische Welt, in der bei so bedeutsamer Festfeier auch unsrer Kirche durch Einladung gedacht worden, stärken und erfrischen (darum sind geflissentlich alle evangelischen Fürsten genannt), indem sie sehe, daß sie doch nicht allein auf der Erde stehe. Und eine solche Stärkung thut uns gar not ...

Nach der Feier schritt der Bischof — angethan mit seiner, wie Emil Frommel sagt, wunderbaren Tracht, den Schiffhut auf dem ehrwürdigen Haupt — neben Professor D. Nippold und dem Grafen v. Wintzingerode-Bodenstein, dem Präsidenten des Evangelischen Bundes, durch die Kollegienstraße zum Augusteum. Bei der folgenden Frühstückstafel wurde er seitens des Kaisers durch Zutrinken ausgezeichnet; er empfand es „tiefdankbar und ehrfurchtsvoll,“ doch als dargebracht seiner siebenbürgisch-sächsischen Kirche. Es war wie der weihevolle Abschluß für den Zusammenhang des deutschen Mannes aus dem fernen Südosten mit dem Mutterlande, der Trunk des deutschen Kaisers am Thesentage in der Lutherstadt.

Das Vorstehende, manches sammelnd und zusammenfassend, was neuerdings über Teutsch in Siebenbürgen oder bei uns geschrieben worden ist, hat nur ein geringer Denkstein sein können, aber gesetzt von wehmütiger Dankbarkeit; umsomehr ist es erfreulich, darauf hinweisen zu können, daß der älteste Sohn mit Vorbereitungen zu einem größern litterarischen Denkmal für den Vater beschäftigt ist*).

Ich schließe mit der Stelle eines Briefes des Bischofs an seinen Sohn:

Und auch das halte dir immer gegenwärtig, daß denen, die nach uns kommen, das Leben eine eigne Aufgabe in Arbeit und Kampf für die höhern Güter bereitet haben wird und die Vergangenheit und Ehre der Väter an die Jugend fordert, daß sie ihn recht bestehn.

Hermens

*) Das Deutschtum im Auslande; Mitteilungen des Allgemeinen Deutschen Schulvereins; Januar 1894.

**) Siebenbürgisch-deutsches Tageblatt vom 4. Juli 1893.

Ein evangelisches Hospiz für Rom

Vor kurzer Zeit sind in Rom die bescheidnen Anfänge eines evangelischen Pflegehauses gemacht worden. An der Ripetta führen unsre Diakonissen in Mietwohnung ein kleines Hauswesen, mit dem sie Pflegebedürftigen in der fremden Stadt ein Heim schaffen.

Es war ein dringendes Bedürfnis. Unabweisliche Notwendigkeit ruft die evangelische Welt, zunächst das evangelische Deutschland auf, hier Hand anzulegen, hier zu einem die verschiedensten protestantischen Interessen umspannenden Baue weiter zu bauen: der Protestantismus bedarf eines eignen Hauswesens, wir brauchen ein evangelisches Hospiz in Rom.

In vielem ist freilich unsre deutsche evangelische Gemeinde in Rom bevorzugt vor den Schwestergemeinden des Auslandes. Da hat in Italien eine Gemeinde den gottesdienstlichen Raum gemietet, eine andre besitzt wohl einen eignen, aber in unfreundlicher und ungünstiger Lage. Wem schlägt nicht, auch in der Erinnerung noch, als Deutschem und als Evangelischem das Herz höher, wenn er zum Kapitol hinaufblickt! Deutsch ist die Hälfte des kapitolinischen Hügels, des stolzesten der Siebenhügelstadt. Nach Sankt Peter zu schaut der Botschaftspalast mit der geräumigen, schön ausgestatteten Kapelle für den deutschen evangelischen Gottesdienst, dahinter erhebt sich die stolze Pflegestätte deutscher Wissenschaft, dieser wieder gegenüber das für die Evangelischen Roms von Bunsen gegründete Hospital, und daneben das Haus, in dem der deutsche Pfarrer wohnt.

Aber genügt das für Rom? Einen allgemeinen Sammelplatz für die deutschen Protestanten gewährt der sonntägliche Gottesdienst; und auch die flüchtigen Romfahrer nehmen häufig daran teil, schon weil die Kapelle am Wege zu bedeutenden Sehenswürdigkeiten liegt. In der Zahl der Kirchenbesucher würde wohl ein erheblicher Abstand sich bemerkbar machen, wenn

*) Eine Sammlung von Predigten und Reden des Verewigten ist bereits erschienen. Ueber sie in nächster Nr.

eine deutsche Kirche an andrer, wie kaum zu umgehen ist, entlegnerer Stätte errichtet würde. Wir brauchen aber noch mehr für unsre Protestanten. Nirgends sind unsre evangelischen Glaubensgenossen so großen Gefahren ausgesetzt als in Rom. Es gilt, davor sie zu bewahren, es gilt, sie in Rom selbst zu sammeln und innerlich zu festigen.

Ein ständiger Sammelplatz für unsre evangelischen Brüder soll das Hospiz sein. Zunächst für die, die nur vorübergehend in Rom sich aufhalten. Ich denke hier an beide: an die Reisenden aus den bessern Ständen, wie an die deutschen Handwerksburschen. Herberge zur Heimat und Hospiz wohnen auch anderwärts unter einem Dache. Ich denke hier wieder besonders an die, die allein reisen, und deren ist eine große Zahl, gerade so wie der in Rom allein lebenden Protestanten. Wie viele gehen uns, gehen der evangelischen Kirche verloren, weil sie keinen protestantischen Halt in Rom gefunden haben! Protestanten wohnen in katholischen Pensionen, in Hotels, die Jesuiten gehören, sind da Gegenstand besondrer Aufmerksamkeit; sie werden in katholische Kreise eingeführt, werden hier bekannt mit katholischen Geistlichen. Elegant, gesellschaftlich tadellos machen die Monsignori, namentlich auf Frauen, einen gewinnenden Eindruck; sie erbieten sich zur Führung in Rom, es kommt zu Gesprächen über religiöse Fragen, über konfessionelle Differenzen, was anfangs gänzlich vermieden worden war. Es giebt viele, die es nicht begreifen, wie jemand in Rom katholisch werden kann — thatsächlich fehlt es gerade in Rom nicht an Uebertritten. Der ganze Zauber der ewigen Stadt, die Wucht der geschichtlichen Erinnerungen sprechen mit, die geschichtliche Kontinuität, die sich in der römischen Kirche darstellt. Vor allem wirken die Besuche in den Katakomben. Fast ganz ohne Ausnahme haben hier römische Geistliche oder Mönche die Führung, und in ihrer Auslegung werden die frühchristlichen Denkmäler zu unwiderleglichen Zeugnissen für die Papstkirche.

In verstärktem Maße gilt dies alles für die dauernd oder wenigstens längere Zeit regelmäßig in Rom lebenden Protestanten. Wenn der Anfang gemacht ist, die Pflegebedürftigen in einem besondern Heim zu versorgen, so macht sich der Mangel einer protestantischen Zentralstätte doch noch für andres empfindlich geltend: der evangelische Männerverein hätte sich lebhafterer Teilnahme erfreut, wenn er im Besitze eines behaglichen Versammlungsortes gewesen wäre. In dem Hospize soll dafür Raum geschafft werden. Hier wird dann auch der rührig wirkende Frauenverein seine Heimstätte aufschlagen. Vor allem wird von hier aus nachdrücklich für die Heranziehung der einzelnen Protestanten gewirkt werden können, die sich vom kirchlichen Leben fern halten. Jeder, der die Verhältnisse im Auslande kennt, bestätigt, daß der Deutsche am ehesten kirchlich bedürfnislos und gleichgiltig wird. Hier muß den Einzelnen in liebe- und taktvoller Sorge nachgegangen werden. Wiederum aber wird es von allen Seiten bestätigt, daß diese Arbeit in den meisten Fällen nicht vergeblich ist. Erst gilt es, Widerstand zu überwinden; aber bringt man dem Deutschen das Evangelium wieder nahe, so lohnt er es mit herzlichem Danke und treuer Anhänglichkeit. Die Geschichte unsrer jüngsten deutschen evangelischen Gemeinden in Italien ist ein Zeugnis dafür. Wird nicht das Hospiz hierfür die besten Dienste thun können? Hier sollen unsre evangelischen Brüder freundliche Wohnung finden; das Haus soll durchwaltet sein von evangelischer Frömmigkeit und protestantischer Nüchternheit; gemeinsame Morgen- oder Abendandachten sollen dem einen Ausdruck geben, sollen den Einzelnen erheben und festigen. Im Hospize sollen die Romfahrer mit den ansässigen Evangelischen in Verbindung treten; in freien Vereinigungen finde man sich hier zusammen, um geistiges und geistliches, lebendiges kirchliches Gemeinschaftsleben zu pflegen. Hier möge freier Austausch der Meinungen walten, hier sollen Vorträge gehalten werden, in denen die gerade für Rom wichtigen Fragen aus geschichtlichem, archäologischem, konfessionellem Gebiete zur Verhandlung kommen, in denen die Ergebnisse protestantischer Forschung einem weitern Kreise von Protestanten vermittelt werden, die in Rom unmittelbar mit in den Kampf gestellt sind — wie ja einst schon Richard Rothe der römischen Künstlergemeinde geschichtliche Bildung vermittelt, geschichtliches Urteil herangebildet hat.

Das Hospiz in seinen mannigfachen Aufgaben erfordert eine besondre, geistige Leitung. Stellen wir dorthin einen tüchtigen Theologen. Die unsern Pfarrern im Auslande gestellten Aufgaben sind an sich schon so groß, daß es Menschenunmögliches verlangen hieße, wollte man unserm Botschaftsprediger allein die neue große Arbeit übertragen. Aber unter und mit ihm wirke der neue Helfer zum Dienste an der Gemeinde, vor allem stehe er ihm zur Seite in dem mühevollen, gerade im Auslande die Kräfte eines Einzigen weit übersteigenden Aufsuchen und Heranziehen der zerstreuten unbekannten Kirchgenossen. Lernen wir doch von der römischen Kirche, gerade in den Gemeinden der Zerstreuung möglichst viel und möglichst tüchtige geistige Kräfte einzustellen. Auf der Konferenz der deutschen Geistlichen Italiens ist immer und immer wieder der Wunsch ausgesprochen worden, man möge ihnen während der Winterszeit Hilfe zuführen. Wo wäre das nötiger als in der ersten und wichtigsten evangelischen Gemeinde des Auslandes, in Rom!

Wir bauen die Gemeinde, wenn wir das Hospiz bauen. Helfen wir alle, daß es werde in der Zerstreuung eine Sammlung aus der Zerstreuung, ein Mittelpunkt evangelischen Lebens, eine Herberge und Burg des Protestantismus.

Ich unterlasse es für heute, zwischen dem Vorstehenden und der in voriger Nummer veröffentlichten Erklärung in Sachen des römischen Kirchbaues die Verbindungslinien zu ziehen. Nur so viel sei gesagt: was in Rom selbst als Bedürfnis empfunden wird, was sich leicht und ohne ein unsicheres Engagement für die Zukunft ausführen läßt, sollte wohl dem vorangehn, was unsre römischen Glaubensgenossen nicht begehren und zu dessen Beschaffung die vorhandnen oder in Aussicht stehenden Mittel bis auf unabsehbare Zeit doch nicht ausreichen. Wir erkennen mit vielen Kundigen in diesem Umweg den geraden, weil besten Weg zu dem Ziele, das wir gerne mit den Freunden des alten Planes im Auge behalten werden. R

Lourdes

von Emile Zola

1. Lourdes

Lourdes — Rom — Paris: das sind „die drei Städte," die Zola in einem neuen Romanzyklus behandeln will, nachdem er mit seinen Docteur Pascal die Geschichte einer Familie unter dem zweiten Kaiserreich, der Rougon-Macquart, abgeschlossen hat. Wie kommt das am Fuße der Pyrenäen in anspruchsloser Umgebung gelegne Gebirgsstädtchen von noch nicht 6000 Einwohnern in eine Linie mit den Weltstädten Rom und Paris? Es ist die Stadt des Wunders, die hier neben die Metropole des Dogmas und die Weltstadt der Erkenntnis tritt. Und in der That: Lourdes ist die Stadt des Wunders par excellence: durch ein Wunder hat sie ihren Weltruhm erworben, durch jährlich sich erneuernde Wunder ihn bisher erhalten, aller Kritik und Wissenschaft des neunzehnten Jahrhunderts zum Trotz — eine Weltstadt, die von Hunderttausenden jährlich besucht wird.

Die Begründerin dieses Weltruhms war ein einfaches Hirtenmädchen, Bernadette Soubirous, seit früher Jugend an Asthma leidend und in ihrer geistigen Entwicklung nicht viel weiter gekommen als bis zum Beten des Rosenkranzes. Ihr erschien am Mittag des 11. Februar 1858 in einer Grotte bei Lourdes eine Gestalt von überirdischer Schönheit, angethan mit weißem Gewand und blauem Gürtel, das blonde Haupt umhüllt von einem weißen Schleier; den Rosenkranz hält sie in ihrer Hand, und Rosen erblühen zu ihren Füßen. Siebzehnmal wiederholt sich in den folgenden Monaten diese Erscheinung, zuletzt im Beisein einer großen Volksmenge, die andächtig die Seherin beobachtet und an der Verklärung ihres Gesichtes das Eintreten der Erscheinung wahrnimmt. Zunächst sind es keine neuen Offenbarungen, die die Himmlische zu bringen hat: sie mahnt zur Buße und will, daß man ihr eine Kapelle errichte und in Prozession zu ihr komme; — aber zu ihren Füßen ent-

springt ein Quell, der sich bald als wunderbar heilkräftig erweist, und zum Schluß giebt sie sich zu erkennen: „Ich bin die unbefleckte Empfängnis.“ Nun weiß die Menge, daß hier wirklich die Himmelskönigin erschienen; das Landvolk der Umgegend strömt in Massen herbei, Kranke finden Heilung an der Wunderquelle, Blumen und Kerzen bringen die Gläubigen als Weihgeschenke.

Bald aber legt sich die Obrigkeit ins Mittel, denn sie erblickt in der schwärmerischen Bewegung eine Gefahr für die öffentliche Ordnung. Der Präfekt läßt die Weihgeschenke wegnehmen und den Zugang zur Grotte absperren. Dadurch läßt sich jedoch die Bewegung nicht aufhalten: das Volk grollt immer lauter darüber, daß man ihm den Zugang zu den Gnaden der Himmelskönigin nehmen will, die Sache kommt vor den Kaiser, und auf seinen Befehl muß schließlich die Behörde die Grotte wieder freigeben.

Und die Kirche? — Sie hat „in weiser Zurückhaltung“ bisher den Verlauf der Dinge abgewartet und ihren Geistlichen verboten, zur Grotte zu gehen. Wohl hat schon im Monat Juni der Bischof eine Kommission zur Untersuchung des Falles eingesetzt, aber erst im November beginnt diese ihre Arbeit, und es zeugt nicht von besondrer Glaubensfreudigkeit auf seiten des Bischofs, wenn er der Kommission zu untersuchen aufgiebt, ob „die Visionen, die Bernadette gehabt zu haben vorgiebt,“ echt seien, und welche Wünsche die Erscheinung (l'objet apparu) etwa ausgesprochen habe. Nach drei Monaten hat die Kommission dreißig Heilungen als wunderbar festgestellt, hat durch chemische Untersuchung nachgewiesen, daß in der neuen Quelle keine natürlichen Heilkräfte vorhanden sind, und hat in wiederholten Verhören die Ueberzeugung gewonnen, daß Bernadette keine Schwärmerin sei, sondern in Wahrheit einer Erscheinung der unbefleckt Empfangnen gewürdigt worden war. Aber der vorsichtige Bischof wartet noch weitere drei Jahre, „ob nichts etwa den Glanz der Wahrheit, der der katholischen Welt erstrahlen sollte, wieder trüben möchte,“ und erst im Jahre 1862 verkündet ein pomphaftes Dekret der Christenheit, daß „wirklich die unbefleckte Maria, die Mutter Gottes, der Bernadette Soubirous am 11. Februar 1858 erschienen ist.“ — Und nun gehts rasch vorwärts: eine Mönchsbrüderschaft übernimmt die Verwaltung der „Grotte“ und ihrer in kurzem sich anhäufenden Reichtümer, zwei Kirchen, sechs Klöster und ein Bischofspalast entstehen innerhalb zweier Jahrzehnte auf dem vom Bischof angekauften Terrain neben und über der Grotte, und über zweimal hunderttausend Pilger nahen sich jährlich dem Heiligtume, um hier zu beten oder in der Wunderquelle Heilung zu finden. Im Jahre 1876, dem Jahre der Einweihung der Basilika und der „Krönung der Jungfrau,“ stieg die Zahl der Pilger sogar auf 500 000. — Bernadette freilich, die Begründerin des Ruhms ihrer Vaterstadt, hat von all diesem Glanze nichts geschaut; auch für ihr körperliches Leiden hat sie in der von ihr gefundnen Wunderquelle keine Heilung erlangt: sie starb unter vielen Schmerzen im Kloster der Schwestern von Nevers. Ihr Name aber lebt fort in der Tradition von Lourdes, und wenn die Pilger, oft mehrere Zehntausende, in feierlicher, nächtlicher Prozession mit ihren Kerzen in der Hand, von der Grotte zur Basilika hinaufziehn, dann singen sie das Lied von Bernadette, das in einfachen Versen die Geschichte der Vision erzählt, und worin die Himmelskönigin selbst ihre Prophetin auf das Jenseits vertröstet:

Enfant généreuse,
Je vous le promets,
Vous serez heureuse
Au ciel pour jamais!
Ave, ave, ave Maria!

Das Wunder von Lourdes ist das Wunder der Papstkirche des neunzehnten Jahrhunderts, man könnte sagen: das Wunder Pius IX., dessen Bildnis auch in kunstvollem Mosaik über dem Eingange der Basilika prangt. Nicht die Jungfrau ist hier erschienen, sondern die „Unbefleckte Empfängnis,“ die Verkörperung des von ihm verkündeten Dogmas; und die aller ärztlichen Kunst hohnsprechende Behandlung der Kranken, die zu Hunderten in das nur dreimal täglich erneuerte kalte Wasser getaucht werden, entspricht völlig dem Geiste dessen, der im Syllabus alle moderne Wissenschaft verdammte. Lourdes ist aber zugleich ein Denkmal der Macht dieses weltlichen und mystischen Katholizismus. Unermeßliche Schätze häuft die römische Weltkirche hier auf, indem sie nicht bloß die Opfer des Glaubens annimmt, sondern auch die des Aberglaubens herausfordert; zugleich aber befriedigt sie hier — und das ist das Geheimnis ihrer Kraft — das naive Sehnen derer, die wirklich mit dem Herzen ihrem Gotte näher kommen möchten. Das waren gewiß nicht die schlechtesten Christen Frankreichs, die 1872, nach der Niederlage ihres Vaterlandes, den ersten „nationalen Pilgerzug“ nach Lourdes organisirten und — mit veränderter Adresse, an den Vater im Himmel gerichtet anstatt an die Jungfrau, — könnten auch wir uns wohl für unser Vaterland ihr Bußgebet zu eigen machen:

Nous promettons de redevenir chrétiens; nous voulons faire réparation publique, solennelle, des outrages qui sont faits à la divinité de notre bien-aimé Sauveur Jésus-Christ; nous attestons la foi de notre patrie, nous avons confiance! Donnez-nous la charité, et nous vivrons; effacez les douleurs de notre patrie! — elle croit, elle prie, — elle est sûre de son salut et de redevenir par vous la vieille et puissante nation chrétienne. Amen. Amen.

In einen solchen „nationalen Pilgerzug“ versetzt uns Zola am Anfange seines Romans. Kr=P

Verschiedenes

(Zu unserm Bericht über die Generalversammlung des Evangelischen Bundes in Bochum) wird uns ergänzend und berichtigend mitgeteilt:

Der Vortrag des Lic. Hummel wurde infolge unvorhergesehener Verzögerung bis zur Mittagsstunde hinausgeschoben und mußte noch gehalten werden, während schon im Hintergrunde die Tische zugerüstet wurden. Der Redner bemühte sich, mit erhobner Stimme gegen diese Unruhe aufzukommen, mußte aber bald abbrechen, da die Zeit drängte. Wir verweisen deshalb auf den im Druck erscheinenden Vortrag selbst.

Verantwortlicher Herausgeber:
D. Rade, Pfarrer an der Paulskirche in Frankfurt a. M.

Zugleich wird ausgegeben Nr. 36 der „Chronik der Christlichen Welt“

Anzeigen

Anzeigegebühr: Für die viergespaltene Zeile 25 Pf.

Heimstätte

Eisenach in Thür., Frauenberg 39, I. Zum Oktober finden wieder einige Töchter g. H. freundlichste Aufnahme zur Fortbildung in Wissenschaften v. Haush. Vorz. Empfehlungen. Prospekte u. Näheres durch die Vorsteherin Frl. **Mosche**, staatl. wissenschaftl. gepr. Lehrerin.

Dr. Amelungs Kuranstalt Königstein im Taunus
in herrlichster Lage, 400 Meter hoch. Mildes Wasserheilverfahren, Massage, Elektrotherapie, Freiluft= und Diätkuren. Gute Erfolge, besonders bei Nerven=, Magen=, Hals= und Lungenleiden, Blutarmut, Fettsucht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten
Prospekte auf Wunsch

Ev. Pädagogium, Godesberg a. Rh.,
enthält Sexta bis Obersekunda des Gymnasial= und Realkursus, die Zöglinge sind zu je 10 verteilt auf 8 Anstaltshäuser, wo sie in den Familien ihrer Lehrer leben; dadurch individuelle Erziehung, gemütliche Anregung, energische wissenschaftliche Förderung auch bei schwächlichen Schülern ermöglicht. **19 Lehrer und Erzieher bei 106 Schülern.**
Prospekt durch **Rektor Kühne**

Ein **cand theol.**, pro lic. gut bestanden, sucht geistliche Beschäftigung. Näheres d. Superintendent Vorberg, Schöneberg b. Berlin.

Töchterheim Cassel, Pensionat des Ev. Diakonievereins, Selbstkostenpreis. Vgl. Nr. 23 der Christl. Welt. Näheres durch Prof. Dr. Zimmer, Herborn, Bez. Wiesbaden.

Pianinos von 350 bis 1500 M
Harmoniums, deutsche und amerik. Cottage-Orgeln (Estey) v. M 80 an.
Flügel. Alle Fabrikate. Höchster Barrabatt. Alle Vorteile.
Illustr. Kataloge gratis.
Wilh. Rudolph in Giessen Nr. 162
grösstes Piano-Versandt-Geschäft Deutschlands

Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Carl Marquart in Leipzig